

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 114

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Jay Monika Walther Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Iris Nölle-Hornkamp



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 114

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 114

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2022 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1823-4
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Schreiben ist ein Traum	7
Gedichte	
der oberstudienrat soll gesagt haben	8
Aus: Abrisse im Viertel (2015)	
Am Rand des Himmels	10
Frühlingssterne	13
Die Flügel geflogen	14
Weiter	16
Lebenszimmer	16
Aus: Windblüten Maschendraht (2012)	
Straßenseiten	18
Himmelsleiter	18
Ansichtskarte See	20
Drehbuch für Katze	20
Nebel weiß	21
Mitwick	23
Fryslân	25
Besuch	25
Aus: Nachtzüge (2021)	
Eden	27
Aus: In der Traumwäscherei ist Arbeit (1990)	
Das Spiegelbild und weiter	28
Skizze	30
Landschaft zu besichtigen	31
Aus: Querfeldein (2006)	
Kann sein	32
Wunschgedicht	33

Ein Anfang ist	37
Rückkehr in ein Haus mit verschlossenen Türen	39
Spiegelbild	40
Windvogel	41
Jeetzel und Lensian	42
Hörspiel	
Davon träumen, dass ich mit dir spreche und währenddessen mit dem Radio im Kopf nach Atlantis reisen	44
Prosa	
Münster 1966	62
Wie fängt alles an?	64
Spiegelbild	67
Mit Lachen und Tränen. Quotidie damna- tur qui semper timet	69
Kleine Freiheit Nummer 7	80
Das Gewicht der Seele	82
Sonntags. Eine Straße in Deutschland	85
Schiffsvogel	114
Himmel und Hölle	124
Blaue Marzipanpferde	132
Landschaft zu besichtigen	139
Die Sternenseherin	148
Der Himmel färbt sich	150
Nachwort	153
Biobibliographie J. Monika Walther	163
Textnachweise	173

Schreiben ist ein Traum; Schreiben ist Verantwortung: der Standort: wo stehe ich mit meinen Worten, wovon erzähle ich, wo widerstehe ich der Gesellschaft mit meiner Arbeit. Es geht um Positionen in dieser Gesellschaft. Wir sind nicht im alternativlosen Mainstream der Politik. Wir wollen einstehen für die Zukunft der Gesellschaft, was wir nur können, wenn wir davon erzählen, wie das Vergangene weder tot noch vergangen ist. Wir wollen Veränderungen, Öffentlichkeit, essayistische Neugier, poetische Analysen, denn das Land der Dichterinnen liegt auf der Insel Utopia. Davon haben schon so viele Schriftstellerinnen erzählt.

(2012 – Rheinsberg bei Berlin)



In Brunn (Foto privat)

Gedichte

der oberstudienrat soll gesagt haben¹

der oberstudienrat soll gesagt haben
gehen sie doch wieder in die gosse
wo sie hergekommen sind
zum schweinefüttern und kühemelken brauchst du
kein französisch
der elternbeiratsvorsitzende ein landgerichtsdirektor
hat inzwischen auch schärfstens mißbilligt
die schüler fordern ein dienststrafverfahren
sie werfen ihm wiederholte diffamierung der
schüler aus bauern- und arbeiterschichten vor
dabei gibt es doch sowieso nur
6,35 prozent arbeiterkinder an den hochschulen
und katholische töchter aus arbeiterfamilien
gibt es so gut wie gar nicht auf den hochschulen
der oberstudienrat sollte wegen übereifers
getadelt werden

¹ Die ersten Gedichte hat Hans Magnus Enzensberger 1963 für den Südwestrundfunk herausgesucht, sie wurden in Pforzheim in einem Jazzkeller von Schauspielerinnen gelesen. 1971 wurde dieses Gedicht als erstes publiziert.



Schulzeit in Heilbronn (Foto privat)

Aus »Abrisse im Viertel«

Am Rand des Himmels

liegen Schafe fällt Sonne ins Wattenmeer
die Elbe fließt schiefergrau fahren Schiffe
in schmaler Linie eine schwarze Wolke
schießt wie ein Pfeil quer in den Himmel
orange rot grau dann schwarz Gottesfinger
über den Rand der Hölle nach oben.

Jenseits der Himmelslinie ein kleiner Whisky:
Und Rosa Luxemburg läuft Hand in Hand
mit Jauré durch den Koog und sie rufen:
Meine Damen und Herren: Wie leben Sie?
Langsam und müde die Tage verbraucht?
Dieses gelernte Lächeln: Wie kann ich helfen?
Meine Damen und Herren, Sie leben schlecht.
Männer und Frauen, erhebt Euch. Stille im Koog.
Kopfschütteln in der Siedlung hinterm Deich.
Rosa rollt die rote Fahne auf und wartet auf den Bus.

Die Menschen brauchen Katastrophen, um glücklich
zu sein. Zehnmal Möwenkacke auf dem Auto.
Scheidung der Nachbarn, eine gesunkene Fähre,
Kriege in fernen Ländern Erdbeben Tsunamis.
Aufs Mitleid einer Luxemburg pfeifen sie.
Fünf vor zwölf. Noch lange nicht. Am Himmelsrand
liegen Schafe und lachen die Austernfischer.
Fett die Scholle. Das Unkraut zittert. Bunt die Salzwiesen.
Zum Silvesterfest tanzen leuchtende Schmetterlinge.
Die Schichten der Zeit legen sich durchsichtig –
fünf vor zwölf. Noch lange nicht. Am Himmelsrand

ein kleiner Whisky. Im Traum wegfahren
niemand kommt an und ich schon gar nicht.
Die Straßenbahnen ratschen übers Ostkreuz
alle Bahnhöfe geschlossen keine Fahrkarten.
In den Herzfasern versinken. Am Morgen fliegt die Kugel.
Hoch die Rollläden, die halben Fischköpfe schnappen
im Schlick. Aufgehängte Wäsche hinterm Deich.
Menschen und Katzen Menschen und Hunde.
Menschen und Autos. So leben die Leute.
Die Fischgerippe und Kohlköpfe. Der Hafen läuft voll.
Mit Sand. Reim einen Vers dir aufs Leben und lach.
Leben auf eigner Diele und Scholle quer durch
die Geschichte, nicht leicht mit der Glocke
um den Hals Schiller in Erde gegossen immer
wieder der Griff zum Hals der anderen die
haben vergessen das bunte Seidengespinnst
und wie gefrorene Meeresschollen klingen
das helle Pfeifen das Lachen der Alten
die Finger um die warmen Tassen mit Prütt
die alten Balken geschnitzt bunt bemalt
Haus und Hof in bester Ordnung aber wer
klingelt? Besser ich werfe Geschirr
und Blechtöpfe weit weg und gehe ins Eis.

Ein kleiner Whisky am Ende der Himmellinie:
die sieben Leben der Katze sind vorbei
im Sommer gestorben drei Rosen und Backsteine
vorbei das Geschrei der Jungvögel versunken
Häuser Kirchen Geschichten vom Grund des Meeres in
wessen Namen werden Häse durchgeschnitten?
Spiegel sind leer und fleckig ein Taubenschiss
quer übers Fenster wieder daheim und der Schlüssel
steckt in der alten Holztür. Ein Berber vespert
im Garten. Bepacktes Fahrrad ans Holz gelehnt.

In der Hand ein Apfel einmal beißen dann vierteln
entkernen langsam kauen die Kappe auf dem Kopf:
Ich sitze gerne im Stehen, sagt der Mann.
Diesseits der Himmelslinie sterben die Träume
Schäume Lächeln Einkaufslisten ich werde nicht
bleiben ich werde mehr als ein Schaf auf Augenhöhe
piepegal wie hoch der Deich ist ich gehe nicht
unter im Priel mit nasser Wolle ich bin oben.
Ich fresse ohne Moral Gras Kohl und altes Brot
Den Touristen pinkel ich an ihre blassen Hosen
laufe auf der Deichlinie und tanze im Himmelbett.

Hochsommer über dem Nordmeer der Fotograf
spiegelt die Vorzeichen Liebreizbare sitzt auf der Bank
schaut rechts und links Elbe Buisum geradeaus
New York und Freiheit mit Fackel. Kein Garten Eden
aber Rettung durch die Zeiten für Schwaben Juden.
Ein langer Blick zurück in die alte Welt die beiden
Frauen winken sich zu. Ein Dorf versinkt vor der Küste
das deutsche Atlantis die Glocken läuten immer noch.
Der Fotograf steigt die Treppe von der Deichkrone
er fängt neben dem blühenden Sommerlied
mit Kescher und Geduld sein eigenes Nachsinnen.
Er spintisiert in den Abend: Wir werden nicht mehr
erleben, was wir denken und reden. Die Bilder
sehen wir nicht. Vorderseite Spiegel die Rückseite
Familienaufstellung. Den Ausweis tragen wir nicht
immer mit uns aber die Menschen und Geschichten.
Die Welt ist nicht für uns da Möwen stöckeln nicht
in Absatzschuhen und der Tod schlendert vorm
Fenster. Die steinernen Engel verlieren ihre Locken.
Silbe für Silbe singen sie Lieder in der Kirche,
verteilen Rückfahrkarten, auch an die Männer
in schwarzen Anzügen. Nach Hause. Immer weiter
nach Hause. Die Flasche steht auf dem Tisch.
Am Rand des Himmels fliegen Schmetterlinge

mit Federn und nackte Vögel die letzte Rose
blüht im Winter ich stehe unten am Deich
Milchstraße Seele ein kleiner Whisky.

Frühlingssterne

verstreut in der harten Erde
kleine weiße Blätter
farblos der kalte Wind
tiefgrau der Himmel
hinter der Sonne
Vogelherzen im alten Laub

eine winzige Frau
spaziert im Morgenschein
übt Ja und Nein
Ja und Nein Ja und Nein
fliegt durch die Luft
auf dem Silbenschall

verstreut in der harten Erde
kleine blaue Blüten
eine winzige Frau
besteigt den Blätterbus
zahlt mit Sternen
winkt im Vorbeifahren
der Trauerseeschwalbe
nachtwach singt
die winzige Frau
während der ganzen Reise
Ja und Nein
steigt nirgends aus.

Die Flügel geflogen

Die Flügel ausgebreitet. Die Spannweite gemessen.
Sitzen geblieben.
Die Flügel aufgefaltet, die Farben bestimmt.
Sitzen geblieben.
Die Flügel aufgemalt, das Papier zerknüllt,
mich hingehockt.
Die Flügel beschrieben, tausend Worte, hingefallen.
Die Flügel aus einer Weltkarte geschnitten,
Reiseführer gelesen.
Die Flügel aufgehängt, Sprachen gelernt.
Geschwiegen.
Die Flügel ins Auto gepackt und an die See gefahren.
Im Sand gesessen.
Die Flügel auf eine Wiese gelegt, hoch oben.
Im Gras gehockt.
Die Flügel auf einen schneebedeckten Berg geschleppt.
Die Flügel ausgebreitet. Angeschaut. Gestürzt.
Die Flügel in einen Cellokasten gepackt. Meine Flügel.
Den Kasten durch die Stadt getragen.
Die Landstraße gelaufen.
Bis zur Grenze. Still gewesen. Die Flügel geflogen.



2007 – 6. Autorinnenforum Berlin-Rheinsberg mit Jana Jürß und Maike Stein (Foto Barbara Dietl)



Mit Annette Viktoria Uhlending (Foto privat)

Weiter

sagten die Vögel. Immer weiter sangen die Vögel
und stürzten zu Tausenden hinunter auf die Erde.
Sie zerschlugen Wellen und Schaumkronen,
glitzernde Lichter und das Leuchten der Augen.
Immer weiter sangen die Vögel immer weiter
und schwebten zu Tausenden auf die Äcker.
Sie hackten und fraßen die Wiesen,
sie tanzten und sangen, pickten
und die Bauern fluchten. Verdorben die Weiden.
Immer weiter schrien die Vögel. Immer weiter
und stürzten in die Dachbalken, in den First.
Zerhackten Holz Glas und Ziegel,
fraßen dunklen Kuchen Pudding und Fleisch.
Immer weiter ächzten die Vögel und flogen ins Eis
das Bier gefroren im Ärmelkanal Pint und Guinness.
Sie hackten und sofften lachten und schissen.
Die Schiffe laufen auf die Riffe
lachten die Vögel
im Chor

Lebenszimmer

Kein Menschenalter
lebe ich hier
sechs Birken wuchsen
ein Apfelbaum
zwei Pflaumenbäume
zählbar die Amseln kennen mich

Was in mir denkt ist ohne Heimat
Wer fragt nach dem Ort
Wenn Fluchten und Mauern
Die Wege versperren

Die eigenen Dielen verbrannt
Die Pässe beschlagnahmt sind

Eingeschlossen im Fliehen
Koffer packen
Fluchttasche an der Tür
Blicke senken
Am Zug nicht winken.

Mein halbes Alter
lebe ich hier,
nicht in Leipzig,
nicht in Hamburg,
nicht da und nicht dort.
Berge See Sand Wald
immer Sehnsucht nach –

Ein halbes Alter
in den nassen Wiesen
gewachsen im Traum –
Zuhause im Drosteland
Zwischen den Blicken
Zwischen Berg und See
Zuhause dazwischen –
Die Amseln kennen mich.

Aus »Windblüten Maschendraht«

Straßenseiten

Windblüten Maschendraht
Gehe links
Rosenbäume Zäune
Gehe rechts
Sehe beide Häuser
Warte in keinem auf mich
schließe ein Auge schaue
mit dem anderen mich an
sammle Sonnenstrahlen
und Schieferwolken
klopfe an zwei Türen
öffne mir bleibe draußen
fange nicht von vorne an
gewinne Zeit
gehe rechts
gehe links
die Straße hinunter
auf Zehenspitzen
einen Stein in der Tasche

Himmelsleiter

Der eine Blick über den Tellerrand
über das flache Land durch die Tunnel
die Berge hinauf und über das Tal.
In die Höhe zu den Schneemützen
zu grauen Gletschern und schwarzen Rillen
hinein in den Zeitsprung, Pass und Papiere
trennen die Grenzen. Die Welt setzt aus.

Der eine Blick durch das Fensterglas
über schmale Wiesen hinweg und Hecken
hindurch auf den Tisch der Nachbarn.
In die Gesichter über den Tellern
zu den greifenden Händen und offenen Mündern.
Hinein in das Fremde. Hauswände
trennen Leben. Die Sekunde steht.

Der eine Blick über den großen Platz
über die Schreie hinweg und auf die Panzer
bis zum Hafen zu den grauen Schiffen.
Zu den aufgesteckten Bajonetten
die Gewehre schießen in den Himmel
über die Köpfe. Die Soldaten senken
ihre Arme. Die Nelken sind rot.

Der eine Blick über Beton und Mauer
durch den gerollten Stacheldraht über Minen
in die Straßen düsterer Häuser versperrt.
Kein Floß kein Himmelsschiff
in Sicht. Die Tunnel zugeschüttet Argwohn
Berichte Akten. Der letzte Schnee
schwarz geronnen. Der eine Blick

über die Mauer, über den Fluss,
durch die Wände und hinauf immer höher
über die Wolken in den Himmel.
Zu den Flügeln Herzsternen und wach
Stufe für Stufe wieder hinunter
auf die Höhe: der Wolken der Schneehauben
der Schmetterlinge der Augen.

Ansichtskarte See

Glitzert Raureif im Sonnenlicht
glitzert Schmutzgold in der Nacht
Am Tag Kletterrosen weiß
Backstein und Fachwerk
Kaffee und Kuchen
komm kommt schön hier
Fahrt über den See
quer nicht längs
komm kommt schön hier

Da drüben hinter dem See
weit weg jenseits der Himmelpforte
glitzert Raureif im Sonnenlicht
Ravensbrück hinterm Schilf
Keine Aussicht aufs Ende

Drehbuch für Katze

Sie geht in den Zeugenstand
Katze weiblich schwarz
Sagt vor der Schlacht –
Wer hat geschlachtet?
Ich habe gesehen, was ich sah.
Die Rosen wurden niedergedreten.
Lastwagen kamen. Ich heiße Amy,
Feldwiesenkatz mit Perser.
Der Richter, der Staatsanwalt:
Was sahen Sie an dem fraglichen Tag?
Ich weiß, was ich sah.
Sie sind vereidigt. Sprechen Sie!
Stunden vor dem Krieg führen Laster
über die Rosen auf das Schlachtfeld.

Menschen wurden ausgeladen,
in Reihen aufgestellt, dann begannen
die Kämpfe. Der Lärm. Rauch.
Die Rosen wurden niedergetreten.
Wer wurde ermordet?
Niemand. Alle töteten alle
im Verborgenen und alle im Dorf
sahen in ihren Verstecken nichts.
Dann sah niemand nichts?
Außer Ihnen weiß niemand?
Ja, ich heiße Amy und weiß.
Was geschah mit den Toten?
Sie griffen niemanden mehr an,
dann vergruben sie einander.
Es begann zu schneien, der Boden fror.

Nebel weiß

zwischen Himmel und Erde
mit Kartoffelscheiben
und geronnenem Blut
die Äpfel im Mund
tropft Saft auf das Eis
Gefriert blau grün
dicht und weiß Nebel
wie gemalt verborgen
Schilder und Wege
traue ich mich auf
das glatte Eis zwischen
den Häusern im Dunklen
traue ich mich hinaus
esse heiße Kartoffeln
und das Blut tropft in
die weiße Watte aufs

Eis Saft im Mund habe
ich gebissen in die weiße
Watte süß und in meine
Lippen tropft das Blut
friert im Nebel
zwischen Himmel und
Erde stehe ich am Fluss
auf dem Eis treibe weg –



*1986 – Arbeitszimmer in Frankfurt-Niederrad
(Foto A. Schiffer)*

Mitwick

liegt am Waldrand in den Wiesen
bei den Kuhmäulern am Mais
Trümmerloch und Bach
zwischen Stadt Straßen und Gleisen
liegt am Kartoffelacker geschlachtet
ein Schwein warmes Blut gerührt
Wurstsuppe in der Nacht
Mettwurst Schinken geräuchert
Wanduhr schlägt zum Mittag
Korn Leberbrot und Bauchspeck
Pfannkuchen Rübenkraut
schnelles Essen ein Teller
für Suppe und Pudding

liegt zwischen kleinen Höfen
acht Kühe Stachelbeeren Lauch
Knüppeldämme über den Bächen
Schmetterlingsflügel trägt niemand
Der Himmel atmet Nebelschwaden
Morgens eine schläfrige Welt zwischen
Tau und Sonne Glockenschläge
Erbsen Bohnen saftige Zwiebeln
schmale Wege winzige Felder
Hausbrunnen Kohlsuppen.
Alte Zeiten neue Zeiten
Kuh und Land verkaufen
anbauen ausbauen
Verlobungsbauten
in Westfalen im Königreich
Französisch Croy und Kirche
Preußisch und Klinker
Herzogland Kirchenland
Die da oben bis heute
Die in der Stadt

Die da unten
Die in den Kotten

Mitwick Bauerschaft
Schinkenduft
Wurstebrot und Äpfel
Nass hängt der Himmel
stürzen Habichte auf
Hühner und Karnickel
Grüne Finger rote Finger
Schwere Hände
Tüchtig und voran
Guten Willens
Keine Fürstehäuschen
Balkone und Schmuck
Schwärme hackender Krähen
Wacholder duftender Holunder
Waldmeister und Wild
Lehmfelder Sandacker
Gras und Vögel

Schreie der Hähne
Laubwälder Wiesen Gras
ein Erdwinkel liegt
voller Schmetterlinge
Vögel Wasserlilien
und Libellen

liegt zwischen
Straßen und Gleisen

Fryslân

Dieses Jahr tragen die Hortensien weiß
Dieses Jahr spielen die Kinder
im heißen Lehmstaub der Felder
Die jungen Schafe murren leise trocken
Die russischen Gänse fliegen weiter
Die Schwäne singen nicht
Kein Esel schreit
Die Frösche still
Die Möwen schweben ohne Laut
Die Fischer fahren weit hinaus aufs Meer
Schollen und Flundern im Sand versteckt.
Dieses Jahr wächst das Getreide niedrig
Der Mais schmal und die Heringe lachen.

Besuch

Die Stühle mit Kissen
Die Lehnen steil
Der Tisch zu nah
Die untere Strebe drückt
Gegen das Knie der Mutter
Gegen das Knie der Tochter
Wettermeldungen und Wasserstände
Wie lebst du denn so
Es ist schade dass du
Schreibst du wenigstens Schönes
Oder Sachen die niemand lesen will
Hast du Hunger
Ich habe nichts im Haus
Du hilfst mir nicht
Du kannst so leben
Ich nicht

Ordnung mir verfällt sonst
Alles du vielleicht
ich nicht wovon lebst
du eigentlich wo
ist der feste Boden
was hast du gegen mich
was habe ich falsch
wir haben nie gesprochen
die Zeiten waren
Tassen und Teller in die Küche



*1948 – Drachenstation Friedrichhafen am Bodensee
(Foto privat)*

Aus »Nachtzüge«

Eden

Die kantige Erde
eine Kugel
zerdrückt zwischen Händen
Menschen fallen durch
schwarze Löcher
auf eine Wiese mit
Schlüsselblumen und
sprudelndem Bach
ertrinken auf der Flucht
hungern werden gefangen.
Fallen zurück ins Paradies
zwischen Distel und Mohn.
Diesmal ist Gott gnädig
keine Schlange keine Äpfel
keine Pforten zur Welt.
Ein Garten Eden ewig Eden
die kantige Kugel flachgeklopft.
Die Menschen kringeln sich
vor Freude in Feriengondeln
Abenteuerrutschbahnen
in Schnee und Sahne
Coffee to go.
Gott macht seinen Frieden,
nimmt die Scheibe und
wirft sie in die Unendlichkeit –

Aus »In der Traumwäscherei ist Arbeit«

Das Spiegelbild und weiter

Die lange Stille,
der Wind treibt Schnee.
Kein Mut mehr und Wut,
kein Blick mehr und Hass.
In der Traumwäscherei ist Totenstille.

Die Eiszapfen schmelzen.
Die Zeit wird lang
hinter Steinen und blinden Spiegeln.
Der Großvater lacht;
unbegangen bleiben meine Wege.
In der Traumwäscherei ist Stille.

Die lange Kindheit,
prahlende Wörter ohne Versprechen.
Aus Rosenhecken und Dachziegeln,
aus Wohnzimmertischen und Türschlössern
baue ich Türme und Barrikaden.
Die Eltern stehen am Weg.

Verschleiß der Blätter und Spruchbänder.
Ich ersticke langsam.
Meine Zunge stößt sich im Mund.
Kein Wort mehr.

Ich suche den Tag
ohne Plan und Karte.
Draußen,
jenseits von Steinen und Wegen.
Kein Schattenschlaf, kein Tod.
In der Traumwäscherei ist Arbeit.



1949 – Friedrichshafen (Foto privat)

Skizze

In der Zielgeraden unserer Perspektiven
kein Applaus. Ich bin drüben geboren,
auch dort nicht in der Heimat,
wurde hier gelebt und aufgezogen.
Die Zeichen der Zeit: Geschwätz von gestern;
diese Diebe und Richter fliehen nicht,
sie pensionieren schmunzelnd.

Jeder isst was auf den Tisch kommt
und scharrt nicht mit den Füßen.
Hungrige Spatzen werden verjagt.

Wörter verlieren ihren Sinn
in der Grammatik der Tüchtigen.
Meine Blicke reichen nicht weit.
Bin ich quitt mit irgendwem.

Endlich allein sein ohne Abschiede,
still sein wenn Erwachsene reden,
Geschwätz über Zauberei und Strahlenstaub.
Hunde, Hühner und Kinder alle unterm Tisch.
Ich stehe herum, gehe nicht heim,
gehe nicht weg, esse nichts vom Tisch.
Ich halte den Türgriff,
bin mit niemandem quitt.
Nachbarn

Die Schuhe abgeputzt ins Haus tretend
derbe höflich mit kleinen schnellen Blicken.
Bier, Korn und verlegene Traumreden
soll nicht sein hat nicht sein sollen.
Muß gehen geht ja auch immer schon.

Die Hände gerieben bei sich behaltend
monatelang halbe Sätze besserwissend.
Feste und Fotos erinnern mich.
Deine und meine Pläne, zu dünne Socken.
Kleinigkeiten stoppeln wir zusammen.

Die Plätze eingenommen aufs Gesicht zeigend
nahebei Anschlagtafeln fragen und antworten.
Jedes Stückwerk ein paar Leben wert.
Wenn etwas geht, dann weil wir gehen.
Weil wir erinnern und aus den Tagen leben.

Landschaft zu besichtigen

Stille. Die Grenze
in der Dämmerung kein Flutlicht.
Dunst und Blake über den Feldern,
kein Lachen, keine Farben,
verfallen die Häuser,
die bürgerlichen Fassaden, zerschlissen
die Fahnen, die Spruchbänder.
Der letzte Krieg hinterließ
diese Trümmer nicht.

Stille. Die Grenze
unsere Kriegsbeute ist unser Wissen.
Für das letzte Gericht ist es zu spät,
wer was zu Hause treibt,
weiß niemand, was wer befiehlt,
ist nicht von Dauer.
Noch müht sich jemand
und lehnt sich auf von Kopf
bis zu den Füßen
gegen sich selbst.
Eine Aufführung ohne Probe.
Still! Die Sterne
sind nicht zählbar.

Aus »Querfeldein«

Kann sein

Die Zeit ist beherrscht, der Text verborgen.
Ich bin nicht die Erste, die atmet und
nicht die Letzte, die aufschreibt.

Kann sein, dass ich rede und hoffe,
dass Wunder geschehen. Kann sein,
dass ich englisch träume, deutsch schreibe und
in keiner Sprache mehr spreche, weil wenig kann sein.

Kann sein, dass ich an vielen Tagen
versinke in meinen Fußstapfen
und meine eigenen Kreise störe.
Kann sein, dass ich weine.
Kann sein, dass ich dich täusche.
Kann sein, dass ich mich täusche und
deshalb dir Geschichten erzähle.

Kann sein, dass ich lache, mich auslache,
verschenke, was ich nicht habe und nehme,
was niemand will. Ich auch nicht.
Kann sein, dass ich nach Hause gehe und
Katzenmann und Katzenfrau die Türe mir öffnen.
Guten Tag, sagen sie, niemand zu Hause,
du nicht und wir nicht. Kann sein,
dass ich dann still bin.

Wunschgedicht

Ich wünsche mir die Uhren ohne Zeiger,
die Sekunden als Stunden
und die Nächte mit Sternen.
Ich wünsche mir die schnellen Tage
ohne das hastige Abendläuten der Dome
und den Morgen ohne Abschied und Fahrpläne.
Ich wünsche mir den Rabbi lächelnd und
die Steine gelegt von warmen Händen,
lange gedreht und gehalten, rund und
glatt, neue Geschichten erzählend.
Wenn nicht jetzt, wann dann?
Soll sein, was ist oder bau ich
die Schlösser blauer als blau?

Ich wünsche mir singende Vögel
im schläfrigen Morgengrauen und
kühle Laken in der Mittagshitze.
Ich wünsche mir hundert Eiswürfel in meinem Glas,
saftige Limonenscheiben auf deinem Bauch
und die Sonne aller glücklichen Sommer.
Die Lehrer des Sozialismus tanzen im Schlosshof.
Karl, Rosa und Genossin Namenlos lachen wieder,
kein Plan und kein Soll. Niemand siegt
und kein Gedanke an morgen und später.
Früher und letzte Weihnachten im Sommer
als wir alle Oh du fröhliche sangen und
Tochter Zion nicht vorbeikam, weil die
Heiligen Drei Könige Sturm klingelten
und um Schokolade und Geld für die Armen
bettelten lauthals und einer war schwarz,
ein Flüchtling, aufgenommen und angemalt.
Den haben sie nicht totgeschlagen,
weil sie seinen Namen kannten,
weil er schön und laut sang,

gebenedeit seiest du Maria.
So war er einer der ihren.
Ein weißer schwarzer Muslim.

Ich wünsche mir eine langsame Zeit.
Eine Zeit, in der ich die Sekunden zähle,
den Regen trinke und die Augen offen bleiben.
Die Sprache des Betrugs habe ich verlernt,
ich setze Buchstabe an Buchstabe.
Ich öffne meinen Mund. Ich verstehe
A dank. A dank! Ich bin Zuhause,
aber nicht in der Gass und nicht
Daheim. Ich esse keinen gefüllten Fisch.
Ich schweige und lache und schreibe
mich auf, ohne Punkt und Komma.
Viele Blätter in alten Koffern versteckt.
Viele Hefte in neuen Kisten verräumt.
Menachem verschreibt sich nie mehr.

Ich wünsche mir keinen,
der zweihundert Brezeln abkauft
und mich mit einem leeren Korb
sitzen lässt, ohne Wörter. Ich
wünsche mir einen, der mit
seinen Schritten, die Landschaften abmisst.
Die von gestern, die ich kenne,
die von morgen, in denen ich lebe.

Ich wünsche mir, dass die Grimmigen lächeln
und die immer Freundlichen Schimpfwörter lernen.
Ich wünsche mir einen kleinen Bruder
und eine große Schwester, die beide
an einem Ort wohnen. Zuhause
und Daheim, in ihrer Straße. Und
die Nachbarn grüßen. Ohne Ausnahme
und jeden Tag. Ohne Nachrede und Übelwollen.

Ich wünsche mir eine Reise nach Haifa
und einen Garten in der Wüste,
einen Orangenhain und einen blühenden
Pflaumenbaum, beide an einem Ort wachsend.
Ich wünsche mir keine alten Männer,
die mir befehlen und keine alten Frauen,
die mein Leben, meine Zeichen bössagen.

Ich wünsche mir die Lügen und Märchen
aller Lügnerinnen und Daheimgebliebenen
und dass ich mich nicht herausrede
aus den Wahrheiten, die ich nicht kenne.
Dass ich meine Worte bedenke und lächle.

Ich wünsche mir den Piazzolla rückwärts und
Ernst Busch laut singend in meinem Schlosshof,
dass keiner mehr lacht und alle feiern.
Brecht ein Brot und streut Salz.
Was nehme ich mich groß und was
sagt wer über wen. Wünsche ich mir Gutreden.
Ich wünsche mir das Blaue vom Himmel herunter.

Ich wünsche mir die Häuser ohne Mieten,
die Zinsen auf Null und das Ende
der Betrügereien. Genug Geld, aber
wie viel ist genug und genügsam und reichlich
gemessen bemessen an wie viel Geld
im Besitz der Banker und Händler.
Die Bosse schieben mir lächelnd
Kleingeld zu. Großzügig sind sie
nie ohne schlechte Absichten.
Ich wünsche mir die Bahnhöfe
ohne Züge und mich ohne Koffer.
Mein Leben als Hochzeit in der Zeit.
Ohne Erbe und Eltern, mit Eltern
und den alten Geschichten. Erzählt!

Die Ewigkeit muss ich nicht erleben,
meine Zeit feiere ich tanzend um den leeren Tisch.
Dreimal läuten die Glocken den Abend ein,
dreimal gehe ich ums Haus, erkenne
mich nicht wieder und verschließe die Tür.
Der Schlüssel passt, mein Blick nicht.
Der Sommer ist alt, mein Wortbruch kein Text.
Ich breche mir das Wort
entzwei, also halte ich es niemals?

Ich wünsche mir deinen Traum und
dass ich ihn lebte ohne zu träumen
und aufzuwachen. Ich singe
laut in deinem dunklen Keller.

Ich wünsche mir Schlittschuhe fliegend
übers Eis, dass mein Tag kommt,
vertraut ist die Fremde und
ich bin zu Hause. Die Fische sprechen
und die Vögel jagen die Katze.
Ich wünsche mir meine Zeit
und keinen Preis für die Worte.

Ich wünsche mir den Sommer und keinen Tag
im März. Limonen und Hitze, keine alten
Geschichten und keinen ersten Kuss
geküsst. Ich wünsche mir die Heimat
in der Fremde und die Prinzessin und
den schwarzen König in meinem Bett.
Ich wünsche mir die Callas laut singend
in den siebten Hinterhöfen und die
Erinnerung an das blaue Meer
in der Bucht von St. Pabu.
Ich wünsche mich nicht neben mir.

Ein Anfang ist

wenn niemand die Tür zuschlägt,
der nachts gelacht hat

wenn die Kindheit mehr als
Heimat und Erinnerung ist

wenn die bitteren Melodien
von allen gesungen werden

wenn ich Schritt für Schritt
über meine Unkenntnis stolpere

wenn ich nicht über Stöcke falle
die andere mir um die Knöchel schlagen

wenn die kläglichen Folgen der Eile
von meiner Langsamkeit eingeholt werden

wenn alle Rollen besetzt sind
und keiner mehr aufschreit,

wenn alle ihre Texte lernen
und die Rollen tauschen

wenn die Hoffnungen Menschen finden
und die Menschen Worte

wenn die Menschen sagen
was sie wünschen
und zuhören was sie verstehen.
Und wissen warum sie schweigen.

wenn ein Anfang ist ohne Zinsen
und die Hypotheken bezahlt sind

wenn die Sprache meine Freiheit
und die Wörter meine Umwege sind

wenn du verstehst, was ich nicht weiß.
Wenn ich weiß, was du nicht siehst.



Das Treppenhaus in der Leipziger Idastraße (Foto privat)

Rückkehr in ein Haus mit verschlossenen Türen

In Leipzig geboren, im Westen geatmet,
die Großmutter zur rechten Zeit gestorben.
Ohne den gelben Flecken auf Strickjacke und Mantel,
stehe ich in der Mitte, auf allen Grenzen
und spreche deutsch-deutsch. Mir soll schmecken,
was ich esse. Und ich bezahle, was ich bestellt habe.

An zwei, drei Orten bin ich geblieben,
an keinem vertraut, an keinem verabschiedet
habe ich die Freunde. Was ich glaube,
hört auf sich zu ereignen. Eine alte Genossin
sammelt ausrangierte Straßenschilder und
klingelt an fremden Türen. Einmal und leise.

Du kennst deinen Weg, habe ich gefragt,
gehört, dass es nicht viele Freunde gibt.
In kein Wort bin ich dir gefallen, weil ich das
Fürchten von Kindesbeinen an kenne, besser als
viele andere. Ich habe Angst. Keine Närrin zu sein.

Ich schreibe auf mein Herz. Ohne Preisschild.
Ich liebe die Engel der anderen und komme
zur Vernunft. In keinem besseren Augenblick.

Der Sand in den Schuhen aller Flüchtigen
streut eine Spur über Asphalt und Beton.
Ich schaue nach rechts und nach links.
Ich will nicht denken, bevor ich spreche
und schreibe. Diese Sicherheit wünsche ich nicht.

Der nächste Augenblick ist meine ganze Zukunft.
Meine Verheißung und der Ort, an dem ich sein werde.
Ich verabschiede mich und kehre zurück in die Länder
der Wirklichkeit. Ich habe erfahren,

was ich von Kindesbeinen an weiß. Was geschieht,
ist vorbei und hört auf und ich vergesse,
was war. Suche neue Wörter und
jeder Augenblick, den ich erfinde,
ist ein glaubwürdiger Ort, existiert.
Ich lebe nicht mit mir und habe keine Zeit
für die Angst. Wahr sind die verlorenen Paradiese.

Spiegelbild

Rappelköpfig –
Herbstblauer Himmel
schwefelscheinende Sonne
die Birken vom Wind gejagt.
Schmetterlinge taumeln
Libellen zielsicher fallen.
Dein Strohhut wirbelt durch die Luft
am Rande des Meerschaums entlang –
gekreuzte Blicke.

Schaue ich in den Fensterspiegel.
Die Sonne senkt ihr Licht schräg
herbstblauer Himmel
Erinnerung verschließt die Sinne.
Dein Strohhut wirbelt und du fängst.

Meinen Mund zurücklasse ich mich
Im Garten der Lärm der Schmetterlinge
Gegenlitzen und Vorzeiten
Zerbrochene Henkelkrüge
aber keine Wasserspuren.
Nackte Haut, Arme, schnell geht's.

Davon fliegt alles miteinander auf.
Ich Bettlerin der Worte

nehme in Kauf
verlasse kein Zimmer

ziehe die Knie hoch
rühre mich nicht
was noch kommt
gehe ich schon.
Nehme ich streunend
mich genau.

Windvogel

Kindheit hält Welt zusammen,
Hunger schmeckt dem Augenblick,
Schnee an den Waldrändern, Eis wie
Glas, hell klirrend die Melodie.

Wegschauen ohne Atem vor dem blanken Spiegel,
die Küche der Großmutter duftet wurstig,
der Hunger schmeckt fröhlich und nach Morgen.
Wie fällt die Zeit im Himmel, die Tür ins Schloss –
Wegbleiben die Schnürsenkel offen
werd ich leicht ausgelacht.
Liebend gerne ist es um zehn oder früher?
Die aufgeplatzten Pflaumen duften in der Sonne.

Aufschauen in Lust ohne Spiegel.
Der erste Morgen in Bewegung Zugluft.
Keine schamrote Sonne über der Landschaft.
Ach Lieb, heute nicht und morgen nicht
das Glück gewonnen die Tage haben Zeit.

Sätze braucht es leicht gelacht –
über die Schnürsenkel stolpernd und die Worte.
Einzeln gesagt. Nicht neben dir und ich nicht.

Allein sein mit Gründen allein.
Kränze, Blüten hinters Licht gebracht.
Komme ich heute vorbei an Schafen und Böcken
in Landschaft flach hinterm Meer.
Ohne Schnürboden lache ich
gesehen in den Spiegel –
Nütze die Buchstaben.

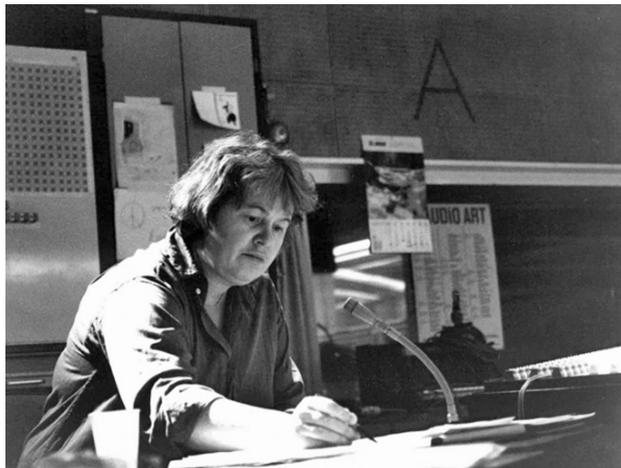
Komme ich morgen vorbei an Halden und Türmen
gehen Landschaften über Ost nach West
Transit früh um acht Morgengaben
hält Kindheit Welt zusammen
fliegt der Kittel ins Eck fange ich
am Anfang säumig wieder an.

Jeetzel und Lensian

Im Himmel ein klares Blau
kalter Wind durchs Gehölz
Blätterfeuchte und weißer Frost
Stille an der Grenze. Die alten Wachtürme –
Dunst und Blake über den Feldern
Bussarde Krähenschwärme Die Elbe
Da war ich nie da bin ich davongemacht
Da war Westen und sommerlang
der Blick auf die Grenze Stacheldraht
Ostzone Westzone Moschendorf Hof Bayern
Bodensee und Rhein Davongemacht
Durchs tschechische Grenzestrüpp.

Jetzt trage ich Tauben nach Wustrow
Damals Spruchband heute Frischmarkt
Mit Berliner Sauerfleisch und Sülze.
Die Wildgänse kreischen laut und quer
hängen im Himmel die Flügelschläge.

Schwalben und Segler besetzen die Bäume
Elstern fliehen vor rotem und
blauen Himmel über die Grenze.
Angststufen Schweigen können
Schweigen ist die Blutspur der rote Faden.²



1985 – im Studio des SFB bei der ersten Regiearbeit – »Ankunft in Hollywood« (Foto Marion Fiedler)

² 2000 – ein Jahr Stipendium in Schreyahn im Wendland.

Hörspiel

Davon träumen, dass ich mit dir spreche und währenddessen mit dem Radio im Kopf nach Atlantis reisen

Wenn ich schreibe, habe ich schweigend zugehört, andere belauscht und bin still geworden. Wenn ich schreibe, nehme ich meinen Kopf und mein Herz und werfe sie dem Publikum in den Schoß; schreiben, heißt Ratschläge zu geben, ohne etwas besser wissen zu wollen, nur anders, das Lebenspuzzle neu zusammensetzend, schreiben, heißt reisen, ohne Fahrkarten zu lösen, ohne Schaffnern zu begegnen und Fahrplänen, schreiben bedeutet auf jede Weise Raum und Zeit zu verlassen und neu zu erfinden. Ich verschwinde in meinem Kopf und tauche vor den Augen und Ohren mir Fremder wieder auf. Über diejenigen, von denen ich erzähle, die sprechen und mich mit jedem ihrer Wörter ein kleines bisschen verraten, weiß ich nicht mehr, als die, die mir zuhören. Ich sitze in einem unsichtbaren Zug, fahre in ein unsichtbares Land in einer Zeit, die ich bestimme. Ich komme fast immer in Hollywood, Lissabon und Atlantis an, es sei denn, ich finde keine Wörter, keine Töne, keine Stille.

Seit ich weiß, dass jeden Tag Krieg beginnt, kann Stille mir sehr laut sein. Seit ich weiß, dass ich mich überall ein bisschen zu Hause fühle, ängstigen andere sich vor meiner Überempfindlichkeit und meiner Sehnsucht.

Ich kann nicht an Menschen glauben, die mit dem Mund so reden und anders handeln, die aus dem Gefühl der Pflicht oder der Resignation ihre Leidenschaft oder ihre Langeweile oder ihr Desinteresse oder ihre Mordgelüste verleugnen, vor anderen abstreiten; die das Schicksal oder die da oben oder die Umstände beschwören, wenn sie von

sich und ihrem Leben erzählen; die im Guten wie im Bösen nie etwas verursacht haben wollen, immer nur ihre Pflicht haben sie getan oder eben nichts, als wäre das möglich: nichts zu verursachen, nicht zu handeln, nicht zu denken.

Leben bedeutet, dass es immer um Macht geht, wer sie hat, wer sie will, wie sie funktioniert. Wer darf wem was antun, wer kommt damit durch, bleibt ungestraft, wird dafür gelobt. Wer darf wem was antun, wer kommt wie damit durch.

Ich ängstige mich vor fremden und unklaren Verhältnissen, deshalb lebe ich oft in Unordnungen, in anderen Ländern und erforsche die Fluchtlinien, die Abfahrten und Ankünfte anderer. Als Kind las ich gerne Zugfahrpläne. Damals wusste ich nicht, dass in meiner Familie Zugfahrpläne gelesen worden waren, um zu fliehen, um Grenzen zu erreichen, sie lebend zu überschreiten.

Ich war immer noch ein Kind, als meine Mutter mich in Züge nach Frankreich, England und Holland setzte, ohne mir zu sagen warum. Ich kam an bei Verwandten in fremden Ländern, die sich überwinden mussten, mit mir deutsch zu sprechen.

Ich schaffe Ordnung, weil ich mich und meine Sehnsucht nach besinnungslos machenden Unordnungen zu genau kenne. Ich halte Maß, weil ich die Maßlosigkeiten liebe, die Süchte, die Grenzenlosigkeit. Ich weiß um meine Enge. Mitgegeben und erworben.

Ich verwende Mühe darauf, meine Spuren zu verwischen und diesen Makel unkenntlich zu machen. Mit pausbäckigen Treuherzigkeiten und Verdoppelungen von Welt und Realitäten kann ich nichts anfangen, aber ich treffe täglich alle Vorbereitungen für den Aufbruch in das Land der Wirklichkeiten. Zu den geheimnisvollen Höhlen des menschlichen Inneren, in die schalltoten Räume, zu den Verausgabungen und zu den täglichen Verlusten und Gewinnen an Phantasie. Ich will begreifen und spüren, was

für andere die Wirklichkeit ist, durch ihre Brille sehen und ihre Welt erfahren, die Bausteine, die Überlebensideologien, ihre Selbstvergessenheiten und Ziele.

In meinen Geschichten, meinen Hörspielen folge ich den realen deutschen Fahrplänen, den Bildern unseres nationalen Gedächtnisses und den autobiographischen Erinnerungen: Ich will ein neues Morsealphabet schreiben und es lernen, den Klopfschlägen der Menschen zu lauschen. Mein Beruf ist das Schweigen, Zuhören, Hören, Sehen, Wahrnehmen und Schreiben.

Schreiben, das ist eine utopische Existenz; Literatur ist Utopie, Literatur ist die Vergangenheit in der Zukunft und die Zukunft in der Gegenwart. Der Akt des Schreibens setzt sich über jede Distanz hinweg, Nicht weil die Schreibende sich um das Unsagbare bemüht, um das, was nicht gesagt werden kann, sondern, im Gegenteil, um das Banale, Intime, Totale, mit dem Ziel es fassbarer, spürbarer, begreifbarer zu machen. Das Schreiben geht bis an die Schwelle des Schweigens. Schreiben ist Annäherung, ist der Übergang vom Sichtbarmachen, vom Bild, vom Hörbaren, dessen Dauer die eines Hinhorchens ist, zum Schweigen, vom eigenmächtigen Gedanken zur Eigenmächtigkeit des Ungedachten, von dem wir glauben, hoffen oder annehmen, dass es gedacht werden könnte. Dafür stehen dann Ideologien, Religionen.

Ich will nicht rekonstruieren, wie Geschichte, das Leben anderer »eigentlich« gewesen ist, sondern die vergangenen und jetzigen Sprachmuster, Bilder, Mythen und Szenarien, in denen die Erfahrungen leben, sich niedergeschlagen haben, erfahrbar, hörbar machen. Ich will die Geschichtlichkeit von Körper und Sprache, Verkörperungen und Sprachkörpern hörbar machen; die Geschichtlichkeit von Phantasien heute und ihr Zusammenhang mit den menschlichen Fluchtlinien in diesen Zeiten. Ich suche nach den Geschichtsspuren in unserem Leben, nach dem

Weg, der von der Vergangenheit in die Utopie führt. Ich will die Vergangenheit der Zukunft begreifbar machen. In Christa Wolfs Erzählung *Kassandra* bilden die Ausdrucksmöglichkeiten des Körpers einen utopischen Fluchtpunkt: »Was ich lebendig nenne? Was nenne ich lebendig. Das Schwierigste nicht scheuen, das Bild von sich selbst ändern ... Wenn ich heute an dem Faden meines Lebens zurücktaste, der in mir aufgerollt ist; den Krieg überspringe, ein schwarzer Block; langsam sehnsuchtsvoll in die Vorkriegsjahre zurückgelange; die Zeit als Priesterin, ein weißer Block; weiter zurück: das Mädchen – dann bleibe ich an dem Wort schön hängen ... An dem schönen Bild. Ich habe immer mehr an Bildern gehangen als an Worten, es ist wohl merkwürdig und ein Widerspruch zu meinem Beruf, aber dem kann ich nicht mehr nachgehen. Das Letzte wird ein Bild sein, kein Wort. Vor den Bildern sterben die Wörter.«

Ein Hörspiel wird in Worten geschrieben, in Worten, die nur Sprache sein dürfen, ohne Beschreibung von Bildern bleiben, ohne Querverweise auf Erfahrungen des Sehens, aber jedes Wort steht für eine Phantasie, für unzählige Bilder.

Dramaturgen besprechen Worte, Schauspielerinnen und Schauspieler sprechen Worte, gehört werden Worte und Geräusche, die nicht illustrieren sollen, nicht auf bildhafte Situationen sich beziehen. Keine Verdoppelungen der Realität, keine Abbilder durch Worte. Aber entstehen sollen im Kopf der Hörerinnen Bilder, spielerische, bildhafte, utopische Visionen. Maßlose Bilder ohne alle räumlichen und zeitlichen Begrenzungen können entstehen, denn nur die Sprache gilt. Alle Handlungen finden im Kopf, Herz und Bauch der Schreibenden und Zuhörenden statt, alle Phantasien, alle Interpretationen, alle Erinnerungen, alle Zeit- und Raumsprünge. Die Ohren hören, der Körper, Verstand und die Sinne begreifen, erinnern und setzen ein neues Bild der Realität zusammen.

Und vor jedem Wort und Geräusch ist im Hörspiel die Stille, früher das Rauschen eines Senders, heute das saubere stille Nichts. Das Warten auf eine Ansage, die Erwartung, dass die Stille, die Pause heute genannt wird, laut wird, dass etwas geschieht, dass jemand spricht oder wenigstens atmet. Dass die Sterne einen Schatten werfen.

»Still. Ich will, wo keiner noch hindurchgegangen ist, hindurchgehen, still! – Nach Ihnen, liebste Sprache.«

Dass die Sprache Vortritt vor dem Sinn und dem Ich habe, ist für Walter Benjamin 1929 in seinem Essay *Der Surrealismus. Die letzte Momentaufnahme der europäischen Intelligenz* ein wichtiger Aspekt surrealistischer Praxis, um deren revolutionäre Möglichkeiten zu diskutieren.

Vielleicht – so Ginka Steinwachs – ging mit der Vertreibung aus dem Paradies ein »Sündenfall der Sprache« einher, bei dem die Sprache ihrer magischen Dimension, also die Dinge und die Natur erkennend und benennend zugleich, verlor und zum bloßen Zeichen wurde, zum Medium in der Kommunikation über die Dinge, während die verloren gegangene mimetische Begabung des Menschen im Laufe der Entwicklung ganz allmählich in Sprache und Schrift hineingewandert ist und (...) in ihnen das vollkommene Archiv unsinnlicher Ähnlichkeiten geschaffen hat. In diesem Spiegelkabinett dieser in Ähnlichkeiten entstellten Welt irren wir herum. ...

Das Hörspiel besteht aus Worten und lebt von unserem Bildgedächtnis, wobei es nicht um ein Gedächtnis der Bilder geht oder um eine Erinnerung in und mit Bildern, sondern die Struktur der Erinnerung selbst ist in einen Bildraum hineinverlagert: Bild ist dasjenige, worin das Gewesene mit dem jetzt blitzhaft zu einer Konstellation zusammentritt.

In den jüdischen Kulturtraditionen wird der Unterschied zwischen Gedächtnis und Geschichtsschreibung aufgehoben, das heißt die Konstruktion von Geschichte wird mit

der Erinnerungsarbeit identisch. Das Bild vom Gewesenen ist Effekt der Erinnerung: Der historische Index der Bilder sagt nämlich nicht nur, dass sie einer bestimmten Zeit angehören, er sagt vor allem, dass sie erst in einer bestimmten Zeit zur Lesbarkeit kommen. (Benjamin, 1/577)

Wir leben in einer Zeit, in der das Geschichtenerzählen verlernt wird. Aber es sind die Geschichten des einzelnen, aus denen Geschichte und auch Moral entstehen. Es ist nicht umgekehrt, auch wenn der Wunsch nach einer großen Geschichte besteht, hinter der sich alle verstecken können, statt ihre eigene zu erzählen.

Für den Film *Hiroshima mon amour* schreibt Marguerite Duras (1959) folgenden Dialog, der im Film von Alain Resnais umgesetzt wird mit zwei nicht zu erkennenden, einander umarmenden Körpern, zwei Stimmen, die von weit herkommen und das Unsagbare sprechen wollen:

Er: Du hast nichts gesehen in Hiroshima. Nichts.

Sie: Ich habe alles gesehen. Alles.

Sie: Das habe ich mir nicht ausgedacht.

Er: Du hast dir alles ausgedacht.

Sie: Nein.

Sie: Das weiß ich. Ich weiß alles.

Er: Nichts. Nichts weißt du.

Am Material der Sprache kommen im Augen-Blick oder Hör-Moment unerwartete, ungewollte und unbewusste Ähnlichkeiten der in den Ähnlichkeiten entstellten Welt zum Vorschein. Allein der Sprache den Vortritt zu lassen, kann bedeuten, sich den Bewegungen und Gesetzmäßigkeiten der Lautbewegungen, den unwillkürlichen Bedeutungen oder den Bildern und der Syntax des Traums zu überlassen.

Die Handlung des Hörspiels ist nicht das, was vor einem Mikrofon, in einem schalltoten Raum, in einem Manuskript stattfindet, letztlich nicht einmal das, was eine Schriftstellerin denkt und schreibt, sondern das, was sich

bei allen an der Produktion eines Hörspiels Beteiligten, Schauspielerinnen und Regisseurinnen und bei den Hörern an Bildern herstellt, wenn sie die Worte lesen, sprechen, spielen und hören. Wie sie die Stille unterbrechen und wie sie die Hörerinnen und Hörer wieder in die Stille entlassen, das ist die Handlung eines Hörspiels und sie reicht weit über die Handlung des Spiels hinaus.

Es sind die Erinnerungsbilder und die Sehnsüchte der Zuhörenden, die das Hörspiel als Medium zum Funktionieren bringen. Jedes Wort, jeder Laut, jede Stille löst ein Bild mit einer Geschichte, ein vergangenes, erinnerndes und ein utopisches Bild aus. Während jeder Sekunde eines Hörspiels können Jahre und Leben vergehen und alle Räume durchquert werden, ohne dass wir das Knattern eines Dieselmotors als Geräusch benötigen, die Beschreibung eines Autos oder die gesprochene Erinnerung an eine Autofahrt oder gar das reale fahrende Auto.

Die Zeit als immanenter Bewusstseinsgegenstand ist eine nivellierte Zeit, ist keine Zeit mehr. Zeit kann es nur geben, wo sie nicht gänzlich entfaltet ist, wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht im gleichen Sinne sind. (...) Wenn wir überhaupt einer Art von Ewigkeit zu begegnen vermögen, so nur im innersten unserer Zeiterfahrung selbst (...) eine Zeit, die nicht Gegenstand unseres Wissens, sondern eine Dimension unseres Seins ist.

Das Hörspiel ist an keine Zeit gebunden und an keine Darstellung und keine Gegenstände, deshalb kann im Hörspiel alles erzählt werden, alles stattfinden, auch jede Übertreibung: Wenn (...) die Welt der klaren und wohlartikulierten Gegenstände sich auflöst, so zeichnet unser seiner Welt beraubtes wahrnehmendes Sein sich eine Räumlichkeit ohne Dinge vor.

Ähnlich ist es in der Nacht. Beim Hören benötigen wir kein Licht. Wir können die Augen schließen. Wir können unsere Sinne hingeben. Wenn wir mit dem Denken beginnen, hören wir nicht mehr.

Die Voraussetzung des Hörens ist es, die Leere, die Stille gelten zu lassen. Und: den Mangel, den Verlust zu akzeptieren. Die Sprache, das Gehörte ist eine Geste, ihre Bedeutung ist eine Welt, die wir erschaffen, während wir hören. Unser Gedächtnis ist der Schauplatz für das Hörspiel. Unser Körpergedächtnis ist Teil des Hörspiels.

Das Genre Hörspiel begünstigt jede Flucht, jede Phantasie und alle Maßlosigkeiten, die Aufhebung aller Gesetze. Jahre sind Sekunden, die Räume überbrückbar, die Stimmen von gestern und heute sprechen mit Menschen, die noch nicht gelebt haben.

Das Hörspiel ist ein übertriebenes, maßloses Medium, ohne Scham und Grenzen, mit visionären Orten, die an keine Räume gebunden sind und Stimmen, die keine Körper benötigen. Das Hörspiel ist maßlos, weil es eine Sammelstelle von Defekten, von Lücken; und von Verlusten ist.

Im Theater nehmen wir an Ritualen, erzeugten Illusionen teil. Geschminkte Schauspieler schwitzen, schreien, agieren, verkleiden sich uns zuliebe; sie geben sich alle Mühe, uns zu täuschen und Dinge zu sehen und zu erleben, die nicht da sind oder nicht stattfinden, eine Schlacht jenseits des Bühnenbildes, ein SA Aufmarsch, eine Kuh, eine nackte Frau, Leidenschaft, Trauer, Agitation. Die fremdeste Handlung, das abstrakteste Theaterstück bleibt an Raum, Bühnenbilder, Illusionen, Bewegungen und Kostümen, auch wenn es Straßenkleider sind, an Körper und Münder gebunden. Wir hören und schauen. Manchmal verleiten uns die Kritiken dazu, etwas anderes zu sehen und zu hören, als das, was Schauspieler, Regisseurinnen und Autoren uns zum Besten geben wollen. Manchmal sind wir moralisch gerührt, politisch angerührt oder werden gut unterhalten. Manchmal sind wir auch außer uns, weil ein Tanztheater, weil ein Bühnenbild oder weil ge-

naue Worte unsere Bilder und Sehnsüchte treffen, sie vielleicht sogar unwiderruflich verwerfen, demaskieren, lächerlich machen.

Der Film, mit seinen immer kürzer werdenden Bildsequenzen, schnellen Schnitten und kärglichen Geschichten, die bebildert sind und selten das Medium Film wert sind, ist seit Jahren bemüht, unser Gedächtnis auszulöschen. Der moderne Film, der deshalb kein fortschrittlicher oder guter Film sein muss, will oft nur die Phantasie okkupieren, kein Bild neben sich dulden, uns alles zeigen, was es gibt und was wir besitzen konnten. Wir sollen nicht erinnern, nicht den gefährlichen und kritischen Augenblick des Erkennens erleben, den Zusammenhang zwischen Jetzt und Früher.

Je schneller die Filme sind, je mehr bunte Schnipsel aneinandergereiht werden, um so unwichtiger werden Bilder, Worte und Geschichten. Die Ähnlichkeit mit unserer täglich gelebten Welt steckt nur noch im Detail: Wir erkennen die Automarke, den Espresso, den Designersessel, die Werbung, den Penner vorm Bahnhof. Oder: die Filme halten uns nicht einen Spiegel vor, sondern verdoppeln, klonen uns. Dann erkennen wir uns wieder, als spielten wir in einer der Talkshows uns, wie wir noch waren und vermutlich auch nicht sein wollten je.

Im Hörspiel sitzt der Text im Kopf fest, ohne den Personen durch die Glieder zu fahren. Die Stimme, ohne die Bekleidung des Körpers, ohne den Begleitschutz der Mimik hängt buchstäblich in der Luft. Nicht die Stimmbänder sind ihr Herkunftsort, sondern ein Labor, in dem man Stimmen nachahmt, abrichtet und zu etwas verleitet. (Gisela von Wysocki)

Das Studio dient nicht dazu, wahrhaftiges Leben zu erzeugen, sondern Verfälschungen zu erzielen, im schlimmsten Fall nachzuahmen, dies sind dann die miserablen und phantasielosen Hörspiele, wo ein Hund bellt, wenn jemand von einem Hund spricht, wo der Regen plätschert,

wenn eine sagt, dass es regnet, aber in diesem Beispiel stimmt dann auch schon der Text, die Geschichte nicht, wenn Atmosphäre, Orte, Situationen durch Geräuschkarikaturen dargestellt werden. Ein wütendes Gesicht ist nicht zu hören, theatralische Gesten auch nicht und Schlage erst dann, wenn ein Körper getroffen wird. Nicht das Ausholen zu einem Schlag ist zu hören, nicht die Angst in den Augen zu sehen, aber die Angst im Herzen zu hören, die Leere im Kopf, das Sprechen mit einem Geliebten, den es nicht gibt. Die Sprache ist verfremdet und körperlos. Der Text ist raumlos, die Geschichte wird ohne Gestik und Körper erzählt.

Weil das Hörspiel keine Körper, keine langen Nasen, keine Schminke benötigt, kann im Hörspiel alles geschehen, ist alles möglich, können die Menschen in den Hörspielen Leben leben, von denen wir nichts wissen. Das Hörspiel beseitigt die Schwerkraft, kündigt der Wirklichkeit ihre Gesetze auf. Die Hörspielstimme verschärft die Wahrheit und Wahrnehmung: Wer spricht? Auf welcher Ebene und wo? In welcher Tiefe des menschlichen Gedächtnisspeichers befindet man sich? (Gisela von Wysocki)

Es gibt keine Grenzen mehr, weder der Phantasie noch des Handelns noch der Räume. Ein Mensch kann von zu Hause aufbrechen, alle Grenzen ohne Pass und Papiere überqueren, mit einem Ballon aufsteigen, irgendwo im weiten Norden oder in Atlantis landen und in dieser irrationalen Fremde auf seine Eltern treffen, die in der Realität dort nicht sein können, aber in Archivars Traum trifft das vor den Eltern und Gewohnheiten fliehende Paar am Polarkreis wieder auf Eltern und muss sich noch einmal entscheiden, ob sie bleiben oder ihr Leben endlich beginnen und zwar auf eigene Verantwortung: Ich will tanzen, nicht einheiraten. Am Nordpol tanzen, sagt der Archivar Georg.

In den *Fluchtlinien* begegnen sich Emigranten, flüchten quer durch Europa, wird in einer Stunde die Geschichte des Exodus, der Fluchten von Deutschland, über Prag, Marseille, Lissabon, nach Amerika, in die Sahara erzählt, werden alle diese Lebenslinien raumlos verschränkt, erzählen die Geräusche: die Musik, die Kabaretttexte, die Lieder, die Bombenangriffe, die Zugfahrten, die Bahnhöfe die Geschichten der Künstler, die zu Gefangenen, Zwangsarbeitern, Fliehenden werden. Fluchtlinien verschränkt diese Geschichte mit der des Til Riemenschneiders, mit der einer neudeutschen Linken, die Til liebt, mit der eines abstürzenden Fliegers, mit der eines Emigranten. Im Hörspiel ist das möglich, nur im Hörspiel. Til Riemenschneider lebt mit seiner historischen Erfahrung als Bildhauer und Revolutionär heute und erzählt sowohl von seiner Würzburger Emigration als auch davon wie er in einem Prager Café sitzt auf der Flucht vor den Nationalsozialisten. Es sprechen Menschen miteinander, die in Raum und Zeit getrennt sind, sich nie gesehen haben. Ein Briefträger trägt Briefe ohne Adressen in der Wüste aus und ein Flieger stürzt ab und fliegt weiter über das alte Marseille, das letzte Mauselloch in Europa, über das korsische Viertel und sieht, wie es von den deutschen Soldaten gesprengt wird. Während die Flüchtenden Europa durchqueren, sich schämen, dass sie wie die Hasen laufen, während Josef und Adolf sich verbrüdern, stürzt der junge Flieger sechzig Minuten lang ab – in einer Sekunde. Er sieht die Bahnlinie, die vom Puttlitzer Bahnhof zur Auschwitzer Rampe führt. Er sieht den Trauerflor um sein Bild in der Wohnstube seiner Eltern. Er hört alle sprechen. Ihm hört niemand zu. Im Hörspiel ist das möglich, nur im Hörspiel.

Es ist immer Krieg, schreibt Ingeborg Bachmann im zweiten Kapitel ihres Romans *Malina*. In diesem Kapitel *Der Dritte Mann* wird eine Serie von alptraumartigen Szenen,

von gewalttätigen Szenen durch die Dialoge zwischen Malina und der Ich-Stimme unterbrochen, Dialoge, in denen Malina, also er, die Gesprächsführung übernimmt und sie, die Ich-Stimme zur Deutung von Bildern zwingen will: Ihre Erinnerungen reichen in die Sprache und Bilder des Unbewussten, während Malina als ein beherrschter Meister der Erzählung erscheint. Er erzählt Geschichte und sie Geschichten.

»Hier ist keine Frau«, so Malinas Auskunft gegen Ende, und »Es war Mord«, so der letzte Satz des Romans. Sowohl die Dialektik der Geschichtsschreibung, die Notwendigkeit sowie die Vernichtung der Geschichten in der großen Geschichte, als auch die Dialektik von Unbewusstem und Bewusstsein und die von Leben und Überleben erhalten bei Ingeborg Bachmann und nicht nur in diesem Roman eine geschlechtsspezifische Dramaturgie.

Malina: Du wirst also nie mehr sagen:

Krieg und Frieden.

Ich: Nie mehr. Es ist immer Krieg.

Hier ist immer Gewalt. Hier ist immer Kampf.

Es ist der ewige Krieg.

Diese Formulierung vom ewigen Krieg schließt die leisen oder stummen, die unsichtbaren oder im sogenannten Privaten verborgenen, die für die große öffentliche Geschichte scheinbar unbedeutenden Formen der Gewalt ein.

In Bachmanns Darstellung haben die Töchter Anteil am ewigen Krieg und zwar nicht nur als Opfer oder als Verwickelte, denn einen weiblichen Schonraum außerhalb der Geschichte gibt es nicht, sondern in ihnen selbst, wie in allen Subjekten, setzt sich der Krieg fort.

Mit ihrer Diagnose eines permanenten Gewaltzustandes ist Ingeborg Bachmann nicht allein geblieben. In der Literatur von Frauen, die seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges entstanden ist, begegnen wir immer wieder diesem Motiv. Deutsche Geschichte in diesem Jahrhundert ist das

zentrale Thema meiner Hörspiele; es ist verknüpft mit den Geschichten von Menschen, von Liebe, Sehnsüchten, Fluchten, Handeln und Vergessen.

Wie finden sich Menschen im ewigen Krieg zurecht, wofür taugen sie? Wofür stehen sie ein? Über diese Problematik zu schreiben, bedeutet für mich nicht, dass alle meine Hörspiele offen politische oder geschichtliche Themen behandeln. Kein Hörspiel soll etwas abhandeln; in keinem Hörspiel soll über etwas gesprochen werden. Es geht um die vielen kleinen Geschichten in der Geschichte, deshalb schreibe ich auch Hörspiele in Platt wie *Die drei alten Damen und der fremde Chinese*, *Mitwicker Land*, *Hiddingsler Zeiten*, *Das französische Menu*.

In *Ankunft in Hollywood* (SFB u.a.) sagt der Handlungsreisende Max: Ein Handlungsreisender, der ist nicht leicht zu spielen. Man darf nicht übertreiben, die Nuancen ...

Hertha (eine Reisende): Das Schöne und das Hässliche, die Angst und der Mut sind ein und dasselbe. Warten Sie mit mir auf den kleinen Tod, Max. Lassen Sie uns das Leben beobachten und genießen, ganz unauffällig.

Bruno: Altweiberfäden zählen und Himbeereis essen, ohne Resignation – beneidenswert.

Margarete: Ich werde Filme drehen, nicht einen: hunderte. Ich habe Empfehlungen und einen Neffen in Amerika. Man wird von mir sprechen.

Max: Einen Handlungsreisenden braucht man immer. Nebenrollen, die sind wichtig.

Die Geschichte ist mit Nebenrollen besetzt: Wann Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg. Falls es da Regeln gäbe, müsste man sie weiter-sagen. In Ton, in Stein eingegraben, überliefern. Was stünde da. Da stünde, unter anderen Sätzen: Lasst euch nicht von den Eignen täuschen.

Für das Täuschen, in erster Linie uns selbst, dann die anderen, taugen wir immer. Wir befolgen mit aller Härte, auch gegen uns selbst Gesetze und sehnen uns nach Gesetzlosigkeiten und leben sie, wenn wir glauben unentdeckt zu bleiben. Diese Gleichzeitigkeit existiert und sie ist ein wesentliches Moment der Geschichte und der in ihr enthaltenen Geschichten.

Ich arbeite für meine Hörspiele, Erzählungen und Gedichte im Archiv des kulturellen Gedächtnisses vor und während des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit, während der die Trümmer weggeräumt wurden, um besser vergessen und verdrängen zu können; die Nachkriegszeit als Fortsetzung des Krieges gegen Russen und Juden, gegen Kommunisten und Andersdenkende in veränderter Form; die Nachkriegszeit als die Zeit der gewaltförmigen Herbeiführung oder Herbeiredung sogenannter Friedenszeiten. Die Menschen wohnten wieder, Täter, Opfer fanden neue Nebenrollen und die mordenden Schreibtischtäter verließen ihre Nebenrollen gar nicht erst, sie blieben Beamte und Richter.

So lange die Kriege in geordneten Bahnen verlaufen, ist für uns die Welt heil. Wir sind keine Nazis, keine Stasis, keine Kommunisten, keine Linken, keine reichen Leute, keine Kleinbürger. Im Gegenteil. Aber niemand hat je dieses Gegenteil beschrieben und ob es überhaupt wünschenswert wäre, wenn wir das Gegenteil von Nazis, Kommunisten und Kleinbürgern wären. Wenn wir nur selbst genauer in den Spiegel schauten und uns beobachteten, was wir tun und was wir lassen. Wenn wir uns der Verantwortung für uns selbst bewusst wären.

Bei allem, was wir tun, möchten wir immer Grenzen überschreiten, außergewöhnlich sein, das Größte erreichen in der Kunst, in der Wissenschaft, im eigenen kleinen Leben. In den Großstädten hängen sich junge Leute außen an die S-Bahnen. In den ländlichen Gegenden rasen sie sich zu Tode. Sie tun es absichtlich. Mancher erreicht das Größte

durch Unauffälligkeit, bürokratische Schikanen, Bestechungen. Mancher durch Wechselschicht und Überstunden, durch Karriere und Maloche. Aber für niemanden kann es einen Austritt aus der gerade real existierenden Gesellschaft geben. Und jede der vielen real existierenden Gesellschaften enthält den Krieg, die Folter, die Hungersnöte, die Vertreibung, den Luxus, die Verschwendung von Waren und Menschen und den unfriedlichen Wohlstand.

Sich einrichten und nach Plänen leben, Pläne abarbeiten ist eines unserer vordringlichsten Lebensziele. Darin gehen wir bis zum Äußersten. Aber wir sehnen uns auch danach, das Unmögliche zu tun und die uns umgebende Gesellschaft zu verlassen. Und wohin könnten wir gehen? Und mit welchen Hoffnungen, Leidenschaften und Beschädigungen?

Die, die uns repräsentieren und sich auf höchsten Ebenen national, europäisch oder international verständigen, sich absprechen oder versöhnen, teils auf gut Glück, teils aufgrund von Egoismen und Machtfantasien, wünschen sich, dass ich mich einfüge in die Hassgefühle, in alle Notwendigkeiten, die propagiert werden. Ich will aber nur ohne Furcht schlafen, lieben und arbeiten, fantasieren und denken. ...

Nicht die großen Entwürfe und Pläne will ich prüfen, sondern die Skizzen, die kleinen Geschichten, die Pausen zwischen den großen Geschichtsepochen. In den Pausen will ich mich verschwenden, in der Gegenwart und niemals zugunsten einer Konsumfiktion von Zukunft.

Ich wünsche mir die Fähigkeit, auf meinem Platz zu leben, keinem besonderen und an keinem besonderen historischen Ort, schon an gar keinem, der erst erkämpft, weggenommen werden müsste. Ich möchte lernen in Skizzen zu leben und für jeden geglückten Tag an meinem Ort mit meinem Glück oder Unglück, mit meinem Mut oder meiner Feigheit einzustehen.

»Die mögliche Sprache der Verständigung muss nicht die Sprache sein, die ich beherrsche. Die Mühe möchte ich verwenden auf die Übersetzungen, auf die Entstehung von Langsamkeiten in der Annäherung und in der Zeit, weil ich dann hoffen kann, Zeit für Zukunft zu haben.«

Hörspiele, Gedichte und Erzählungen sind die Formen, die mir entsprechen. Ich rede jetzt nicht vom Geld verdienen, vom Können und Lernen, sondern von meiner Geschichte des Schreibens. Ich habe mit Gedichten und Erzählungen begonnen. Ich habe dann das Handwerk des Hörspielschreibens gelernt. Ich habe Regie geführt und ich war fasziniert von einem Medium, das mir und den Hörerinnen und Hörern jede Phantasie gestattet, jede Grenzüberschreitung.

Die *Reise nach Jerusalem*, eines meiner Hörspiele, erzählt von Coco Schumann, dem Ghettoswinger in Theresienstadt, in Auschwitz zwang ihn die SS, auf der Gitarre *La Paloma* zu spielen, von einem Buchhalter, der von seiner Geliebten gefunden werden will, einer sehr deutschen Frau aus Schlesien, von einer Rabbinerin, die den Buchhalter liebt und von einem Matrosen und einer Reisenden namens Jenny Marx. Sie warten auf Züge, von denen sie nicht wissen, ob und wohin sie fahren. Sie spielen das Spiel *Die Reise nach Jerusalem*. Wer erobert einen Stuhl, wer darf sitzen, wer muss gehen? Wer darf nach Jerusalem fahren?

Ich, die Autorin, kann die sechs Menschen nicht besser kennen lernen als die Hörerinnen. Ich muss sie gehen lassen, obwohl ihre Berichte die Ereignisse nicht wiedergeben und ihr Streit um die Stühle, wer darauf sitzen darf, wer stehen muss, die sechs Menschen in die Verrücktheiten ihres Kopfes führt. Sie reden ihr Leben. Sie spielen *Die Reise nach Jerusalem* auf sehr ernste und erwachsene Weise.

Das Medium Hörspiel ist eine Reise nach Jerusalem. In umgekehrter Dramaturgie gespielt. Der Raum ist leer, es

gibt keinen Stuhl: es ist still und die Stille erinnert. Dann betritt der erste Schauspieler den Raum und spricht die aufgeschriebenen Worte, nicht in der Sinnfolge, sondern nach den Notwendigkeiten des Produktionsplanes, der zur Verfügung stehenden Zeit. Seine Imagination muss ihn überall hin versetzen, während er spricht. Es folgen die anderen Schauspielerinnen und Sprecher. Der Raumton ist der Hintergrund der gesprochenen Worte. Es gibt schalltote Räume und Räume mit mehr oder weniger klingendem Hall; der Ton des Mikrofons kommt hinzu, es gibt Kopfmikrofone, runde und Nierenmikrofone. Die Regisseurin, der Cutter, die Toningenieurin setzen sich auf ihre Stühle.

Die Bänder mit den Aufnahmen der Stimmen, die Wörter sprechen, werden ausgewählt, hintereinander geschnitten. Musik, Geräusche, Mitschnitte, Ausschnitte, fahrende Züge und kreischende Möwen, neu komponierte Musik und einzelne Töne schwirren durch die Luft. Ein Fehler wäre es, die Wörter zu okkupieren, durch Musik und Geräusche, zu illustrieren, sie durch Lärm realisieren, ihnen Bedeutung verleihen zu wollen.

Am Mischpult wird entschieden, welche Bilder, welche Erinnerungen den Hörenden angeboten werden, wieviel Zeit in welchem Zeitraum vergehen soll. Ob der Zug, in dem die Reisenden sitzen, ankommt oder in der erinnerten oder erträumten Zukunft verschwindet, ob eine Frau in ihrem Wohnzimmer sitzenbleibt oder sich *Das weiße Zimmer* (WDR, das erste Hörspiel) eines Irrenhauses als Zuhause erwählt, ob ein streitendes Paar sich in allen Verkleidungen im *Dezemberfrühling* (RB) begegnet und alle Spiele spielt oder in einem Hörspiel gleichzeitig zu hören ist, was alle sagen und was alle denken (Die *Befragung*, SFB).

Die letzten, die den Raum betreten, sind die Hörenden. Für sie beginnt ein neues Spiel, in ihren Köpfen entstehen

nach dem Hören der verfremdeten Worte die neuen Bilder.

Das Hörspiel kann aus dem Leben ein verfremdetes, ein mögliches Leben machen, aus der Erinnerung alle Bilder unseres bewussten und unbewussten Gedächtnisses wachrufen und aus der Dauer eine utopische Zeit.

Die Schriftstellerin verlässt als erste den Raum der Erinnerung und Imagination: Ich verabschiede mich: Ich ver-rate mich nicht. Ich bleibe im Lande und beobachte die Geschwindigkeit der Wörter.³

³ Zuerst in: Der siebte Kontinent. SFB 12.11.1989 – Verweise: Christa Wolf: *Kassandra*, Berlin 1989, S. 229 – Walter Benjamin: *Über Literatur*, Frankfurt/M. 1975, S. 29 – Ders., *Schriften*, Bd. II, Frankfurt/M. 1955, S. 209 – Ders., *Gesammelte Schriften*, Frankfurt/M. 1980ff., Bd. 1 V/578 – Maurice Merleau-Ponty: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin 1966, S. 471f.; S. 229; S. 329f. – Gisela von Wysocki: *Das Hörspiel begünstigt eine Maßlosigkeit*. Rede am 23.5.93 im Theater am Turm, Frankfurt – *Archivars Traum*, WDR, Hörspiel 1984 (SFB) – *Fluchtlinien*, SFB (NDR, RB, WDR, SWF), 1988ff. mit Katharina Thalbach, Walter Renneisen, Hübner, Eva Marie Meinecke u.a. – Ingeborg Bachmann, *Werke*, München und Zürich 1978, Bd. 3, S. 236 – Christa Wolf, *Voraussetzungen einer Erzählung*, 1983, S. 117 – J. Monika Walther, *Zeit für Zukunft*, Berlin 1993, S. 18f. – Aus dem Prolog: *Die Reise nach Jerusalem*, Hörspiel 1994.

Prosa

Münster 1966

Mit dem Reifezeugnis im Koffer fuhr ich zwei Tage nach der Abschlussfeier in Heilbronn am Rhein entlang bis nach Münster. 1966. Ich stand mit meinem Koffer auf dem Domplatz und heulte. Mich trösteten die alten Kastanienbäume und das schöne Institut für Publizistik. Dort werde ich studieren. Ich brauchte ein Zimmer und Geld. Ich hörte Geschichte, Soziologie bei Luhmann, Philosophie, Psychologie. Lernte Statistik und Empirie. Schrieb Seminararbeiten zum Thema Hörspiel. Schrieb Filmkritiken für die Westfälischen Nachrichten und ergatterte eine kleine Stelle in der Bibliothek des Institutes. Ich wurde Mitglied der Roten Zelle. Wir besetzten das Institut. Dem damaligen Rektor, der nach dem Rechten sehen wollte, versperrte ich den Zugang: Sie haben hier nichts mehr zu sagen. Selbstverwaltung. Ich strich den Vorraum in Rot. Einige warfen Bücher vom Dach des Institutes in den Garten der Nonnen, einige wollten im Archiv Material zerstören, einige bauten vor die Tür von Professor Pranke, einem Niederländer, einen Stacheldrahtverhau. Dreimal stellte ich mich dagegen. Mit aller Heftigkeit. Der erste Riss in mir war da. Da nützen all diese nie endenden Versammlungen und Reden nichts. Ich schloss mich der Gruppe an, die im Institut kochte und aufräumte. Die Spaltungen begangen. Ja, ich sperrte eines Tages Dr. Lerg in seinem Büro ein, dann fiel mir ein, dass er seinen Hund bei sich hatte und schloss wieder auf. Später schrieben und arbeiteten wir zusammen über die »Werthaltungsanalyse publizistischer Aussagen«. Der Aufsatz hat bis heute Bestand. Viele Demonstrationen. Eine bei Kiesingers Besuch in Münster. Ich hatte eine Tüte mit gemahlenem Pfeffer,

mir gegenüber stand an der Tür zum Friedensaal ein älterer Polizist mit Schlagstock. Wir schauten uns in dem tobenenden Geschrei und Gedränge an. Er sagte: Bitte nicht. Ich steckte die Tüte wieder ein. Er senkte den Stock. Herr Kiesinger gelangte zu seinem Krameramtsmahl. Faschist, Nazi, schrien Tausende. Sie hatten recht. Viele in diesem Nachkriegsdeutschland waren ehemalige Nazis, dachten und handelten reaktionär. Millionen ermordet, beraubt, aber kaum Verurteilungen. Alle schwiegen, alle hatten nichts gesehen

Unsere inzwischen kleine rote Zelle fuhr zweimal die Woche nachts zu den Faserwerken Hüls in Marl. Wir wollten, dass die Arbeiter rote Betriebsräte wählten. Es war Winter 1969. Ein Arbeiter sagte zu mir: Mädchen, du frierst ja. Ich spendiere dir einen Kaffee. Er erzählte von seiner Arbeit, seiner Familie. Ich dachte, wie komme ich dazu, so einem Menschen zu sagen, was er tun soll. Ich habe doch gar keine Ahnung. Ich war bürgerlich. Ich sollte mich um meine Dinge kümmern. In der bürgerlichen Wohnstube aufräumen.

Wenige Wochen später lösten wir unsere Zelle auf. Wir gründeten eine Buchhandlung. Ich baute mit anderen das erste Frauenzentrum in Münster auf. Ich las begierig. Jahre später gründete ich den Verlag Frauenpolitik. Ich kam bei all diesen Engagements immer an eine Grenze. Ich wurde kunterbunt beschimpft als faschistische Luxemburgistin, rechte Sozialistin, Anarchistin und begriff mit den Jahren, dass ich mit meiner Familiengeschichte immer eine Bürgerliche blieb, die inbrünstig sich wünschte, dass alle einander achteten. Ich habe meine Großeltern nicht erleben dürfen, aber manchmal dachte ich, es ist, als hätten sie mich erzogen. Auch Onkels und Tanten sagten: Respektiere die Arbeit und das Leben anderer. Mit dem Engagieren hörte ich nie auf, aber es gab immer eine ›Werthaltungsanalyse‹. Und die große Begeisterung für Freundlichkeit.

Wie fängt alles an?

Mit freundlicher Höflichkeit, Haltung und Benehmen? Wenn es so einfach wäre. Dann wäre ich vielleicht mit einigem Anstand das kleine nette Mädchen geblieben, das ich nie war. Ich hatte ja früh gelernt, aus welchen Gläsern Sherry und Portwein getrunken, wie ein Tisch millimetergenau eingedeckt und wie die Stoffserviette benutzt wird. Und schon als Kind ließ ich andere ausreden, ohne zuzuhören.

Es gibt Gesten und Gewohnheiten, die den Charakter unrettbar enthüllen und keine noch so gewollten Höflichkeiten können den Verdacht zerstreuen, dass ein Mensch Gefallen findet am Befehlen und Gehorchen, an Machtgier, Geldgier oder Lebensgier. Das Schnippen mit den Fingern nach einer Bedienung. Das Vollschaufeln von Tellern, das hastige Aufknacken von Hummerscheren mit langen Fingern und Stehenlassen von Tellern, auf denen sich die Häppchen türmen. Das Nörgeln und sich Beschweren, gleich wo und wann. Immer mehr scheinen, sein und haben wollen als die Nachbarn.

Es gibt Gesten, die nichts zu tun haben mit individueller Freiheit, sondern nur die Missachtung des Bedienenden, der Untergebenen, der zu Beschützenden, des Liebenden beabsichtigen. Da wird aufgetrumpft, da wird genommen und verschlungen, freudlos vereinnahmt und kein Platz gemacht. Weil ich etwas will, sollen die anderen schauen, wo sie bleiben.

Und was ist mit meinen Ellenbogen? Weiß ich sie nicht zu gebrauchen? Vielleicht trete ich leise auf, damit gar niemand merkt, wie weit ich schon gekommen bin. Vielleicht benutze ich meine Höflichkeit als Waffe, um andere als weniger lebenswürdig erscheinen zu lassen. Vielleicht benutze ich mein von Kindesbeinen an geübtes »gutes Benehmen« als Deckmantel für Absichten und egoistische

Ziele. Und sei es, um mein Herz zu verbergen. Vielleicht spiele ich mich?

Aufgewachsen bin ich nach 1945 in der russischen Zone, in der englischen, in der französischen Zone. In jeder Zone galten andere Regeln, andere Vorurteile, wurde anders geredet und gelacht. Ein anderes Benehmen galt als fein. In jeder Zone ein unterschiedlicher Mangel. Meine Familie bestand aus Toten, zurückgekehrten Emigranten, Überlebenden. An großbürgerlichem Verhalten ließ sich auch nicht mit ausgegrabenem Sterlingsilber und größter Höflichkeit anknüpfen.

In der russischen Zone wurde Brot aus Mehl und Sägemehl in dünne Scheiben geschnitten, mit Zichorienkaffee in der Pfanne geröstet. Lange gekaut. Verschlungen wurde fettige Leberwurst mit Sägespänen. Bis zur Übelkeit. In der englischen Zone wurden die wenigen Lebensmittel ordentlich verteilt. Die Städter suchten wie im ganzen Trümmerland überall nach Essbarem, aber die Briten waren höflich, wenngleich unerbittlich gegen Schmuggler. Mich erwischte ein englischer Marinesoldat im Hamburger Hafen mit zwei Bücklingen. Fünf Jahre alt war ich. Der Soldat filetierte sorgfältig den Hering, fütterte mich abwechselnd mit weichem Brot aus einer Armeebüchse und dem Fisch. Den zweiten Fisch schlug er wieder ins Zeitungspapier, begleitete mich bis zum Hafentor und gab ihn mir zurück.

In der französischen Zone waren es die rosigen Schwaben, die vor den Augen der Flüchtlinge geräucherten Speck aufschnitten und aßen. Die lauernden Blicke von uns Kindern störten die Essenden nicht. Selten gaben sie eine der sorgfältig geschnittenen Speckscheiben, die spielerisch halbiert und geviertelt wurden ab. Erwachsene Flüchtlinge bekamen nicht einmal ein Achtel ab. Die hatte keiner gebeten zu kommen. Kauende Einheimische ließ ich nicht aus den Augen. Und immer öfter bekam ich einen

Anteil: Speck, einen halben Bogen von der Brezel und verschumpelte Äpfel. Die französischen Soldaten hatten nichts zum Teilen, hungerten selbst wie die Flüchtlinge, hamsterten, klauten. Die Strafen der Militärbehörde waren drakonisch.

Die amerikanischen Soldaten kauten mit offenem Mund und waren laut. Sie verschenkten Schokolade und Kaugummi. Sie bissen in ungeschälte Orangen und spuckten Schalen aus. In den überfüllten Zügen besetzten die amerikanischen Soldaten zu zweit oder dritt ein ganzes Abteil, gleich wie viele Flüchtlinge keinen Sitzplatz fanden bei den tagelang andauernden Fahrten. Die Amerikaner fläzten und flegelten sich in den Zügen, auf den Bahnhofsbänken. Meine Mutter sagte, kein Amerikaner kann sich benehmen. Das schlechte Benehmen der Russen entschuldigte sie mit dem Hinweis, dass den Russen unsere Welt fremd wäre. Über die Franzosen, die ich liebte, lächelte sie. Und die Briten liebte sie. Meine Mutter legte Wert auf gutes Benehmen, wie alle in der Familie, aber sie begriff nie, dass zur Höflichkeit auch die Freundlichkeit gehörte, die Achtung vor anderen, eine Zuneigung zu Menschen.

Meine Mutter konnte mich alle Formen des Benehmens lehren, aber nicht quer durch alle Klassen und Schichten mir ihre Tauglichkeit zeigen. Beschützen in der Welt nach dem Krieg, mit Hunger und neuen Spielregeln konnte sie mich auch nicht. Selten teilt jemand ein Brot aus Höflichkeit oder verschenkt Kartoffeln, weil sie sich gut benehmen möchte. Ja, ich war ein perfekt erzogenes kleines rotlockiges Mädchen. Ich krümelte nicht und beherrschte auch den Handkuss bei alten Damen, aber ich brauchte noch viele Jahre um Humor und Achtung zu lernen, mich für die Menschen zu begeistern, egal, was sie mit der Serviette und dem Besteck anstellten.

Spiegelbild

Guten Tag, wie schön, lächeln. Umarmen freuen. Guten Tag, wie schön. Guten Tag. Ich war in Schweden, sah Kraniche tanzen, sie sangen. Ich war in den Cevennen, hörte die Pfauen in der Nacht schreien. Guten Tag, wie schön, lächeln. Freuen, wie schön. Der See glänzt.

Guten Tag. Ich war im kanadischen Schnee und unten am Fluss, so breit der Saint Laurence, die Eisschollen klirren über dem dunkelgrünen Wasser.

Ich war in der heißen, in der kalten Wüste, im jüdischen Land, Schüsse. Guten Tag, wie schön, lächeln. Freuen. Das Schiff legt pfeifend ab.

Guten Tag. Ich war in Spanien, Franco starb spät. Ich hörte den Schrei. Grandola, Vila Moreno. Nach dem Abschied. Das Signal. Die Truppen. Die Grenzen geschlossen, die Gefängnisse der Pide gestürmt. Grandola, Vila Moreno nach dem Abschied. Ich hörte die Schüsse. Franco starb spät. Guten Tag, wie schön, lächeln. Umarmen freuen. Guten Tag, wie schön.

Guten Tag. Ich war in Polen, im kasubischen Land, Tucheler Heide, Legbond. Niemand zu Hause, schlafen. Fische kommen in der Nacht. Vodka und Kartoffeln. Monia Monia. Wie schön umarmen. Trinken. Guten Tag. Vodka im polnischen Wald wie erschlagen weinen die Herzen bin zu alt wurde der Wärme beraubt war nirgends eine Straße weiter bin zu alt komm her. Keinen guten Tag wie schön lächeln. Der Fluss gefroren. Kein Holz gelegt.

Guten Tag. Ich war eine Straße weiter. Die Schwäne weinen im Eisen. Die Spur verloren. Eine Straße weiter. Keinen guten Tag ganz nah. Guten Tag freue mich nicht lächle Zeit vorbei. Guten Tag wie schön morgen.



*2012 – Literarisches Colloquium Berlin
(Foto Barbara Dietl)*

Mit Lachen und mit Tränen
Quotidie damnatur qui semper timet

Die qualmende Zigarette fiel vom Rand des Aschenbechers auf den Tisch. Sally rührte sich nicht, sie saß in dem langen dämmerigen Gang vor ihrem Zimmer an einem schmalen Holztisch. Teppiche übereinander liegend. Viele Bilder von Landschaften und Vergangenheit an den Wänden. Sie saß auf einem alten Ledersofa mit aufrechter Lehne und schaute auf die enge, sich durch das Dorf windende Straße. Sally hatte beide Fensterflügel geöffnet. Vor ihr eine alte kleine Kirche, so weiß, so schön. So gerade stand sie mitten im Dorf zwischen den Häusern, auf deren Wänden verblichene Schriftzüge erzählten, wie alles einmal gewesen war, als noch jedes Haus bewirtschaftet wurde, die Kneipe im Felsen, Crotto, später eine Disco, Bäcker und Metzger, Milch und Käse, ein Schreiner, ein Schmied hatte Kutschräder gebaut und Pferde beschlagen, im Wappen der wehrige Geißbock, der das Leben und die Bewohner vor sich hertrieb, wie ringsum in den Dörfern und Kleinstädten, als alle sieben Sprachen noch geredet und gewechselt wurden: Italienisch, Rätisch, das Bargajot, Deutsch. Die Dialekte. Jenseits der Wasserscheide zwischen den Alpen. Zwischen dem Julierpass und dem Septimer. Ein Straßendorf. Auf dem Weg zwischen Chur und der reichen und dreisten Welt in St. Moritz, der klugen und feinen Welt in Sils-Maria. Der Stall an der Wegscheide. Port Stalla. Die beiden Pässe, das Bergell und das Engadin. Der Weg. Hinauf in die Berge und hinüber. Weg. Dem Himmel näher. Weg. Hinunter, dem Fegefeuer mit den dunklen Seelen näher. Lachen stirbt mit den Lippen, Liebe stirbt nicht mit dem Geliebten. Jeder Kuss währt einen Kuss. Wenige, die gewähren und bewahren über den letzten Kuss hinaus. Und weiter hinunter in die Hölle. Die Erinnerung vergessen. Sich vergessen. Und erfahren, wie Johannes es offenbart und Sally die Worte mit

dreißig nach ihrer Scheidung vom Pfarrer des Dorfes ins Ohr geschrien bekam, als sie seine vor der Jungfrau Maria geflüsterten Obszönitäten zurückwies, das Zwicken ihrer Brustwarzen, seine Hand zwischen ihren Beinen packte und in die brennenden Andachtskerzen stieß: »Ach, dass du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.« Ins Gesicht hatte sie ihm gespuckt und war gerannt. Weg aus seinem Leben, in ihr Leben. Weg aus dem deutschen Dorf.

Sally war angekommen, hatte zuvor nichts von dem Ort gewusst, hatte ein Zimmer gesucht. Das Auto hingestellt. Platz war. Ein Wagen aus Würzburg. Vier Schweizer Autos. Aus vier Kantonen. Angehalten. Das Hotel von außen ein großes und hohes Haus, innen zwei ineinander verschachtelte alte Häuser, viele Fenster, dunkles Holz, alt, würdig, mit Teppichen belegte Treppen, zwischen allen Gängen drei, vier breite ausgetretene Stufen. Ausgleich zwischen den Häusern, zwischen alt und neu und Umbauten.

Es duftete nach Kaffee, Schnaps, gerösteten Kastanien und gebratenem Wild. Der Hunger war über sie hergefallen, aber erst das Zimmer bestellen. Für wie viele Nächte wusste sie nicht. Ein Aufzug gerade passend für zwei Menschen und zwei Koffer, also sie und ein Koffer und die Frau vom Hotel. Aufschließen, schauen, ob es recht wäre. Ja, es war. Das breite Bett. Das tiefe Fenster nach draußen, ein Schreibtisch, das winzige Bad. Der dunkle Flur davor ein Geheimnis mit Teppichen, Chaiselongues, Sesseln, Stühlen, Bildern vom Piz Corvatsch. Zusammengeklebte Berggipfel. Panoramen. Unterschriften von Seilschaften. Familien, Paare hatten sich immer wieder gefunden, auf den Gipfeln, im Ort. Da standen sie vor Schneehauben, weißen Bergzacken und lachten, glücklich. Sonnengesichter. »Wie Sieger! Geld müssen diese Leute gehabt haben«, dachte sie. Sie hatte eine Scheckkarte in der Hosentasche. Und zweihundert Franken. Ein überzogenes Konto.

In einer Flurecke hinter der Rezeption ein mächtiges Bild des Hauses, kräftige Pinselstriche, Bergketten und Abhänge in Grün und Braun, das Haus in großer Perspektive, davor Männer in dunklen Anzügen, Frauen mit Schürzen; ein Paar steht stolz. Das Posthotel, eine Kutsche, Pferde im Geschirr. Unter dem Bild liegt auf einem kleinen alten Schreibtisch mit dunklen Intarsien und aufgeklebtem Samt in der Mitte ein Gästebuch, in großem Format, beginnend 1898, eine Hauslehrerin aus Mailand, zwei Frauen, Familien, eine Frau Weill, Klavierlehrerin, ein Herr Wolff, Ingenieur, Mutter und Tochter, immer weiter, die Farbe der Tinten wechseln, die Stärke der Federn, viele Seiten, Spalten, Name, Beruf, Ankunft Abfahrt da gewesen, schön gewesen. Das zweite Gästebuch, noch eines und noch eines. Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg. Nicht in der Schweiz. Flüchtlinge bedankten sich. Sally las, blätterte, sie war neidisch auf die Hauslehrerin, den Ingenieur, auf die Paare, auf diese Paare, auf diese Leben und wusste nicht warum. Sind alle tot und ich lebe. Ihr liefen Sturzbäche von Tränen. Sie flüchtete in einen der dunklen Hotelflure. »Sally, nimm dich zusammen«, sagte sie, aber Sally, vierzig Jahre, mit schönem großem Gesicht, mit dunklen Augen und glänzenden braunen Haaren, Sally, die erfolgreich in einem Opernchor und als Zweitbesetzung singende Sally, die mit den Soloauftritten und einem Gesangsstudio, blieb ohne jede Fassung. Das Handy unterbrach ihr Schluchzen.

SMS Alberto: Ich habe den Pfau erschossen. Warte auf mich! Ignore this sign!

Sally nahm sich zusammen, schlug sich kaltes Wasser ins Gesicht, ging hinunter ins Restaurant, bestellte einen Kaffee und ein großes Glas mit Pflümlischnaps. Beides trug sie hinauf in den Gang vor ihrem Zimmer, setzte sich auf die Bank am Fenster. Sie trank und lachte und seufzte. Unten auf der Straße Wanderer, auf den Wiesen das saubere Grauvieh mit den großen Glocken. Weiter oben in

den Bergen Ziegenherden. Sally wollte ein anderes Leben. Aber wie geht das? Mit Dolch, Gift, Schwert und Tod? Ein anderes Leben, nicht Sterben und Siechen für eine vergebliche Leidenschaft. Eine Ehe hatte sie hinter sich, zwei Liebhaber, einen Freund. Stöhnen und Wimmern. Stand an ihrem Scheideweg. Und stand und stand, trippelnd von einem Fuß auf den anderen.

Zweite SMS von Alberto: Wenn ich dich verlasse, gibst du mir des Nachts Rabatt?

Sally wartete auf Alberto. Mit einem Taxi war er von der Pfaueninsel losgefahren, Zigeunerschnitzel und Pommes, zehn Euro achtzig, das Schlösschen im Blick, eine Frau Enke von Lichtenau abgesetzt, weg war sie auf der Fähre zu ihrem Wilhelm: Es sind nur jene glücklich, die sich viel vormachen können. Nicht denken, nicht fragen. Keine Fragen von Alberto. Trinkgeld zählen, weiterfahren. Sally. Alberto, der weiche und warme Alberto, der unglückliche Alberto, der kluge Paläontologe, der mit Hingabe im Eis Nanofossilien untersucht. Alberto, der sich von einem Projekt zum nächsten arbeitete, immer zu wenig Geld, Taxichauffeur in Berlin und wieder ein halbes Jahr im Eis. Fünfzig Jahre, voller Hingabe und Gedanken. Die ersten grauen Haare, Falten um Mund und Augen. Ein großer schwacher Mann, stark in Leidenschaft und Zärtlichkeit für seine Arbeit und Sally.

Am Bodensee, in Meersburg, hatte er übernachtet, sich vor Sehnsucht krumm gebogen ins Bett gelegt. Sally eine SMS geschrieben: *Parapuzosia seppenradensis* – ein Kopf-füßler. Er wartete Millionen Jahr, um versteinert zutage zu kommen. Meere mussten verschwinden, Gebirge entstehen, Häuser und Straßen gebaut, Technik erfunden werden, bis er im Tageslicht lag. In Lüdinghausen. Dort war Nordmeer und Gebirge.

Früh war Alberto losgefahren, im dunklen Regen, im Nebel über den See, kein Säntis zu sehen. Die Fähre nach

Romanshorn. Hinein in die Schweiz mit seinem Taxi, seinem Körper, seinem Kopf, der ihn verrückt machte, mit seinen Wünschen. Er wusste nicht wonach. War er zu alt, war er ein Mann oder eine stattliche Frau, ein Kopffüßler oder ein Wunschbaum mit bunten Tüchern und tausend Blättern. Er hatte auf dem höchsten Punkt des Julierpasses gehalten und Sally angerufen. »Ich komme«, hatte er gesagt. »Ich komme. Ich liebe dich«, und dann stand er allein und schaute abwechselnd Richtung Chur und Richtung Maloja, sah in alle Himmelsrichtungen, nach oben und nach unten, in alle Himmelsrichtungen und seine Seele verwehrte von Minute zu Minute. Er drehte und drehte sich und wurde immer weniger da oben auf dem Pass. Er war kein Alberto, kein kluger Mann mehr, und Sally war nicht mehr seine Sally. Er war allein zwischen klingendem Grauvieh, den neugierigen Touristen, die in einen kalt glänzenden Bergsee schauten, und wenn sie in Paaren da waren, standen sie andächtig und im Bewusstsein, besonders zu sein. Nur zwei Frauen, da ging die eine rechts und die andere links. Alberto hätte sie gerne alle getötet. Ausgelöscht. Nicht einzeln, wahllos. Mit einem Maschinengewehr, und die Autos in die Luft gesprengt, die speckige Bude mit ihren Ständern voller Ansichtskarten in die Luft gejagt, die drei Männer mit den Schnapsgläsern und der Flasche am Stehtisch, den Funkmasten, mit einer Bombe das Restaurant dem Erdboden gleichgemacht, die Kühe die Abhänge und Abgründe hinunt gegessen mit einem Menschen, Hand in Hand. Gegessen. Gelächelt. Unbesorgt. Ohne Angst. Berührt. Er wollte so gerne berührt werden, nicht zu oft, aber so, dass er zum Leben erwachte. Alberto schrie, dann rannte er den steilen Hang über dem kalten See hinauf, bis er zusammenbrach. Ohne Luft. Keuchend, stammelnd. Sallys Zettel: Wie komme ich in Liebe zu Tode, in kleiner Geste und weggeworfen. Die Welt ist immer anders, als ich sie mir denke. Wie bekomme ich ein Gefühl für die

Welt? Wie reise ich, um zu sehen, was da ist? Auf hoher See nur das Meer, im Auto die Straße, im Flugzeug Wolken oder nichts oder eine halbe Glatze und eine gefärbte Haartolle.

Immer sind Gäste in meinem Kopf. Sie fressen mein Geheimnis, atmen meine Luft, sie zerschneiden meine Seele, machen mich zur Sklavin.

Alberto kauerte auf dem Gipfel, nahe einer grau schmutzigen Gletscherrinne, und schrie die Namen aller Frauen, mit denen er je zusammen war. Das waren einige und keine hörte ihn. Keine mehr rief seinen Namen in der Nacht. Es gibt nichts Schöneres, als in der Nacht den eigenen Namen zu hören. Alberto. Sally. Alberto. Alberto Raabe. Liebt Sally Lorenzo. Niemand sucht sich seine Liebsten aus. Und dann hat man sie ein Leben lang. Alberto Lorenzo und Sally Raabe, aber nein. Sie hat italienische Großeltern, eingewandert. Küchenputzer, die nächste Generation Pizza quattro Bäcker. Eine Bude. Bella Italia. Dann die Nächste mit einem Gastraum: Adriastube. Und er war einer von hinter der Mauer, einer aus der Lausitz und seine Mutter hatte es satt mit den sorbischen Rabinskys, seine Mutter hatte das ganze Leben satt, seine Mutter wollte nach Sizilien, das blasse Rot. Ocker, staubiges Gelb. Sie hatte keine Ahnung. Er auch nicht. Ein Traum. Sie wollten das Leben ändern und blieben hocken in Berlin, Ost.

Alberto sang, in die Kälte des Gletschers gekauert. Die wenigen Lieder, die er von seiner Mutter kannte. Er wollte Sally lieben und kein Mörder werden. Er schmiss sich die Abhänge hinunter, die Leute unten neben dem Drecksrestaurant juchzten und tranken. Das Grauvieh muhte, ging ein paar Meter beiseite. Muh, bäh. Ein Mensch, ein Albertomensch. Der zog ein Kratzmesser und schabte unter einem Felsen, er schabte sich die Hände blutig.

Dritte SMS von Alberto: Die Insel Henderson Skeletons gab Vögeln und Fischen Raum, aber nicht den Menschen.

Menschen waren nicht vorgesehen. Die Insel wollte keine Menschen.

Alberto stellte sich neben die drei Männer mit dem Schnaps und ließ sich aushalten, bis ihm der Gaumen brannte. Der Marillenduft betäubte ihn. Sally saß im Gang vor ihrem Zimmer und schaute auf die Straße, wartete. Sie sagte zu niemandem: »Es gibt Lieben, die zerstören, und Lieben, die Halt geben.« Sally rannte bis ins obere Stockwerk des Hotels und warf einen Stuhl aus dem Fenster, danach schlich sie sich aus dem Haus und ging Hänge hinauf und hinunter, kam wieder, bestellte Abendessen.

Sallys Zettel: Wer sich immer fürchtet, ist Tag für Tag verdammt. Wenn ich nicht sagen kann, was ich will, weil mir die Wörter unbekannt sind. Wenn ich nur die Wörter sagen kann, die ich kenne, bekomme ich nicht, was ich will. Ich drücke die Wörter aus, die ich weiß, sage nicht, was ich meine, frage nach der Post, statt nach der Kirche. Gehe nach rechts, statt nach links, gewinne nicht mein Leben, sondern das der Wörter, die ich weiß. Wo sind die Toiletten, frage ich, und wissen wollte ich, wer mich liebt?

Alberto trank bis in den dunklen Abend, kroch in sein Taxi, schlief. Am frühen Morgen wusch er sich in den Toiletten, dann fuhr er hinunter nach Bivio. Er pflückte Blumen von einer Wiese. September. Die Wiesen dufteten, die Sonne wärmte noch, die Berggipfel strahlten weiß, die Gletscher vertrockneten grau.

SMS von Alberto: Ich will nicht, dass mein Herz schmerzt und ich verlassen bin.

Sally frühstückte. Sally saß vor einem weich gekochten Ei, zwei Würstchen, Bündner Fleisch, Tiroler Schinkenspeck. Sally saß da in einer schwarzen Hose, einem schwarzen Jackett, einem weiß-blau gestreiftem Hemd, offen. Sally saß breitbeinig da. Sally hatte viele Zettel in

der Nacht voll geschrieben. Sallys Protokolle ihrer und Albertos Wünsche, ihrer Lügen und Verlassenheiten. Draußen fuhr ein Taxi vor. Berlin. Alberto schwankend. Er kam, er setzte sich.

SMS von Alberto: Soll ich versuchen, nicht zu denken, dass ich nicht mehr an dich denke?

Sally legte einen Zettel auf Albertos Teller: Schau in den Spiegel. Du bist meine Frau.

Sally legte einen zweiten verschmierten Zettel vor Alberto: Wenn du sagst, du gehst, weiß ich, dass du nicht gehst. Ich weiß aber, dass du wirklich gehst, warum belügst du mich?

Sally ging und holte Alberto ein großes Glas Pflümlischnaps. Er trank, dann sagte er hundert schreckliche Worte, alle ineinander verschlungen, verschluckt, atemlos, wütend. Er warf die Würstchen, das Ei, den Speck nach Sally. Dann war er still. Sally stand auf und holte neue Teller mit Würstchen, Eiern, Schinken. Kaffee, Wasser und noch ein Glas mit dem duftenden Pflümli. Sie aßen. Langsam und ohne ein Wort. Einmal streichelte Sally Albertos Hände; einmal küsste Alberto Sallys Fingerspitzen der linken Hand. Sie waren still und ernst. Dann gingen sie in Sallys Zimmer und schlossen die Tür ab. Alberto beehrte Sally und sie ließ alles zu, was er wünschte. Und Sally führte den atemlosen Alberto zu ihrem Verlangen, bis er nicht mehr wusste, wer er war. Sally Sally. Die schönste Nacht meines Lebens. Setz dich auf mich. Alberto. Mein Alberto. Deine Haut. Dein Duft. Wir haben gegessen, getrunken. Sally, meine Sally, ich gehöre dir. Ich liebe dich. In Sanftmut. Alberto. Ich lebe.

Am nächsten Tag bestiegen eine stattliche weiche, gut geschminkte Frau und ein etwas kleinerer Mann das Taxi aus Berlin und fuhren nach Sils-Maria, kein Blick hinüber nach St. Moritz. Abgebogen in Silvaplana mit seinen Getränkehöhlen und Edelweißbasars. Abgebogen und durch

die schmalen Silser Straßen die Kurven hinauf zum Waldhaus.

Ein Portier eilte, das wenige Gepäck wurde von einem livrierten jungen Mann hineingetragen. Sally, in ihrem Anzug und Alberto mit seinen leuchtenden roten Lippen wurden mit Handschlag begrüßt. Der Concierge nickte ernst. Die junge Frau von der Rezeption zeigte das Haus: die Bibliothek, das Schachspiel, die Halle mit dem Flügel und den vielen kleinen Tischen und Sesseln, die Bar, den großen Speisesaal mit den vielen Fenstern, das Schwimmbad und dann das Zimmer. Eines der Turmzimmer. Mit Blicken über den in der Sonne glänzenden Silser See, hinauf in die grünen und braunen Abhänge, noch weiter hinauf in die weißen Berge, zum Piz Corwatsch. Das Gepäck kam. Sie waren allein. Sie küssten, sie staunten. »Dass es so eine Schönheit gibt«, sagte Sally. Alberto lächelte, lachte, lauter und sang: »Und blühn einmal die Rosen. Sally, take my lips away.« Und Sally schminkte Albertos Lippen, tuschte seine Wimpern, zog an seinem Kleid. Alberto half Sally ins Jackett, sagte: »Das hast du dir so sehr gewünscht?«

»Ja«, sagte Sally. »Nicht immer, aber jetzt, und dass du meine Frau bist.«

Hand in Hand gingen sie hinunter in die große Halle, ein kleiner runder Herr spielte mit weichen Händen Chopin, dann Schubert. Ein Cellist saß bei ihm, ein Geiger. An den Tischen wurden Scones mit Butter und Marmelade serviert, weiche englische Sandwichs mit hauchdünn geschnittenem Lachs, Tee und Kaffee serviert, Gin und alles, was Münder und Bäuche begehren. Alberto und Sally versanken in zwei Sesseln. Alberto wurde von einem der Kellner angesprochen, was sie wünsche, Sally bestellte. Der kleine runde Herr am Flügel spielte. Sie waren glücklich. Mehr als einen getuschten Wimpernschlag lang. Sie aßen zu Abend, wurden am Fenster platziert. Ein Menü, Wein.

Sie saßen in der Bar und tranken ihnen unbekannte destillierte Düfte: Schlehen, Kastanien, Wildkirschen.

»Und später?« fragte Alberto.

»Küsst du mich.« »Ja, das kann ich«, sagte Alberto.

SMS Albert: Ist Schicksal die Einschränkung von Möglichkeiten und Zufall die Erweiterung? Bin ich zufällig ein Mann und du eine Frau? Im Eis werde ich kein Kleid tragen und keinem Mann die Hände küssen.

Alberto, die Frau, lächelte und flirtete im Kreis. Der Mann vom Flügel lächelte ernst zurück.

Sallys Zettel: Es gibt die Berechtigung der Ordnung als Hüterin und Ängstliche zerbrechen an der Herrlichkeit ungehemmter Gefühle. An den Feldrändern weinen Schwäne. Und ich stand an einem abfahrenden Zug und weinte, weil ich wusste, dass ich diese Frau nicht weiter lieben durfte. Zuvor war diese zwischen zwei Bahnhöfen in der Nacht hin und her gefahren auf der Suche nach mir. Dafür liebte ich sie noch mehr. Welches meine Sehnsucht ist.

Sally fragte sich immer öfter, wie sie zu solchen Worten und Sätzen kam. Sie hatte auch einmal notiert: Glückliche Unbefangenheit oder das Wort »jammervoll« oder das Recht auf Sehnsucht. Im BGB stand nichts davon. Immerhin – wer aus Sehnsucht Totschlag beging, hatte mehr Glück als in den Opern, wo nichts ungerächt blieb.

Ein Herr kam an Sallys und Albertos Tisch, er lächelte, hielt den Kopf leicht schräg, die linke Schulter höher als die rechte. Er hatte an jedem Tisch eingehalten, ein paar Worte mit den Gästen gewechselt, sein Glas beiseitegestellt. »Es geht Ihnen gut?«

»Ja«, sagte Alberto und hätte den Mann gerne geküsst. Aber er war heute grenzenlos, nicht gekrümmt vor Sehnsucht, sondern herrlich grenzenlos. Sally reckte sich ins Aufrechte hinein und zog am Jackett. Kleider machen eben keine Leute, dachte sie. Nur gut, dass die anderen in die Irre gehen oder nicht hinschauen.

Der Herr in seinem schönen schiefen Anzug und der schrägen Schulter und diesem Wissen hinter den Augäpfeln, begann, eine Geschichte zu erzählen: »Eine italienische Pensionswirtin verbrachte ihr ganzes Leben in den Dolomiten. Über achtzig Jahre am selben Ort und im selben Haus. Ihr war als kleines Mädchen etwas Wunderbares geschehen. Und so erzählte sie von dem Wunder: An einem herrlichen Sonntagmorgen sei aus den Bergen die Stimme Gottes erklingen, vom Himmel herab habe der Allmächtige laut und deutlich mit ihr gesprochen – es waren die Worte aus dem ersten Radio des Dorfes. Der Wirt war der stolze Besitzer, probierte und drehte an seinem Radio und ließ es mit voll aufgedrehter Lautstärke durch das Alpental schallen. Die Stimme Gottes.« Dann fragte der Herr, dem ein Teil des Hotels gehörte und der jeden Abend herumging und darauf achtete, dass er mit allen Gästen sprach: »Was haben Sie mir zu erzählen?«

»Von Nanofossilien und der rot-grünen dritten Dimension. Ich bin Paläontologe. Unter all der Schönheit dieses Hotels, der Berge«, Alberto breitete beide Arme aus, »unter uns liegen Meere, Millionen feinsten Spuren unserer Geschichte, die wir sehen können, weil es Menschen gibt. Mich, den geschminkten Alberto. Der in Fels und Eis gräbt und kratzt, schabt. Und dann bin ich zu müde, die Augen zu öffnen.«

Sally stand auf, ging zu dem Herrn am Flügel, stellte sich neben ihn und sang: »Ihr lacht wohl über den Träumer, der Blumen im Winter sah? Ich träumte von Lieb um Liebe, Von einer schönen Maid, Von Herzen und von Küssen.«

SMS von Alberto: Sally, du träumst. Werde nicht wach. Sally, du weinst, höre nicht auf zu lachen.

Sally sang. Die Gäste waren glücklich berührt. Und als Alberto und Sally in der Nacht durch die Halle gingen, Hand in Hand, hörten sie ein Klatschen, der Mann am Flügel, sie hörten ein Klatschen, die jungen Frauen hinter

der Bar, Gäste, der schräg gehende Herr. Ein leises Klatschen.

Sallys Zettel: Ich zeichne mich nicht als Fisch und nicht als Mensch. Nicht als Pfau und nicht als Träne. Ein Kreis, zwei Punkte, ein großer Mund, der Bauch, zwei Arme, zwei Beine, eine Hose. Deine Sally. Meine Sally.⁴

Kleine Freiheit Nummer 7

Der Fensterrahmen. Die Vorhänge offen. Blick hinaus. Das Haus gegenüber. Eine schmale Straße. Ein Mann steht im Bademantel auf dem Balkon. In der Kälte. Es schneit. Er öffnet den fasrigen Gürtel. Schmutziges Weiß. Rote Streifen. Ein dreckiger alter Bademantel. Ein kräftiger nackter Mann. Das Gesicht liegt in Falten. Wie schwarze Striche quer durch. Er streckt die Hände aus und fängt Schneeflocken. Er geht durch die Tür. Rückwärts mit Blick in den Himmel. Er kommt wieder, hat eine Literflasche in der Hand, setzt an, trinkt. Eine Frauenstimme schreit. Der Mann zieht den Bademantel aus. Der Mann steht nackt im Schneetreiben und trinkt. Sein graues Haar wird weiß. Die Frau schreit lauter. Der Mann klettert über die Balkonbrüstung. Er springt. Zwei Meter. Parterre. Er bleibt liegen. Nackt. Die Flasche festgehalten. Tapfer. Der Mann trinkt Schluck für Schluck. Er steht auf. Die Stimme der Frau schallt über das Viertel. Reihenhäuser. Einfamilienchuppen mit Rasen in Badehandtuchgröße. Vierstöckige Mietblocks. Wohlsortiert und getrennt. Kaum Zwischenräume.

Der Mann geht die Straße hinab, vorbei an der Eingangstür. Weiter. Er geht. Nackt und breitbeinig. Bis zu seinem Auto, nimmt einen Schluck, steigt ein. Er fährt mit dem Wagen rückwärts bis vor die Haustür, kein Mensch kann

⁴ Diese Erzählung wurde mehrfach ausgezeichnet.

hinein oder hinaus. Dann legt sich der nackte Mann auf das Autodach und wird von Schnee bedeckt. Er trinkt und lächelt. Er ist sein eigener Himmel.



*2012 – Literarisches Colloquium Berlin
(Foto Barbara Dietl)*

Das Gewicht der Seele

Sie liebte ihn von Herzen nicht. Warum sollte er sie lieben? Sie verlangte im Café Einheit nicht nach ihm und seinem verwässerten Cuba Libre. Und er bediente sie mit einem schrägen Blick nach hinten in die immer schmutzige Küche nicht, wenn sie nach ihm rief, lachte und wollte, dass er um ihr Lächeln Schatten boxte, wenn sie so tat, als ob er der wäre, den sie zuerst geküsst, und einer, der seinen ersten Kuss ihr geschenkt hätte.

Aber Jean war keiner, der ums Leben zweifelte, und keiner, der nur einen einzigen Menschen besitzen wollte. Er verlangte mehr und gab sich nicht zu erkennen. Das Verbergen war seine Lust.

An einem hellen Nachmittag hatte Jean Alice geküsst und gesagt: Nun hast du deinen ersten Kuss gehabt, übe, bis ich wiederkomme. Dann war er gegangen, weil er seine Frau vom Bahnhof abholte. Auch sie küsste Jean. Alice erklärte er ungefragt und bestimmt, ich muss mich um meine Frau kümmern, ich bin ihr einziger Freund. Sie lebt meinerwegen. Aber er bestellte und duldete seine Frau nur, wenn seine Geliebte wünschte bei ihm zu bleiben, und Alice fragte nicht nach dem Sinn dieser Sätze, sondern ordnete sie nach Klangfarben, Höhen und Tiefen, schnitt sie neu zusammen, montierte sie zu Schleifen und war glücklich über die schöne Stimme ihres Geliebten.

Sie, die ihn nicht liebte, weil sie Angst hatte, ihn zu verlieren, wenn sie nach ihm verlangte, sie züchtete des Nachts rote Seidenraupen und bunte Dschungelblüten und tagsüber sammelte sie Töne. Auf und ab ging sie die Oranienburger Straße, vorbei an dem für fremde Leute Briefe schreibenden Herrn Papiernikoff, fünf Geldstücke kostete eine Seite klugen Briefes: Sehr geehrtes Gericht, ich kann die von Ihnen geforderte Miete für die vergangenen und kommenden Monate nicht überweisen. Ich verfüge über zu geringe Einkünfte seit der Wende und der

Schließung meines Arbeitsplatzes. Verstehen Sie doch. Oder: Bester Freund, ich war all die Jahre in der Partei, habe die Funktionäre und mich nicht ernst genommen, verstehen Sie doch, so haben die Partei und ich funktioniert, nicht zum Guten, aber mit all meinen Hoffnungen. Nicht reden hatte seine Konsequenzen, also schwieg ich nur an den Wochenenden. Das erste Wort wird immer um den alten heißen Brei geredet, und ich hatte viele erste Worte.

Solche Briefe schrieb der alte Herr Papiernikoff, wenn Alice Hurgarowitz an ihm vorbeiging, Töne sammelnd, Wortfetzen, Geräusche und auf der Suche nach dem Wiehern der blauen Marzipanpferde. Auch das Knittern seiner Briefbogen nahm sie auf, das Schaben des Kugelschreibers. Sein Husten und Spucken. Das Reiben des Hemdes am faltigen Hals.

Jeden Tag besuchte sie ihren Geliebten, der war von zu Hause und seiner Frau fortgezogen, hatte sich eine Wohnung genommen und wechselte vor jedem der Beischlafakte die Laken, bezog die Kopfkissen und Betten neu. Seine Frau sollte nicht mit seiner Geliebten die Bettwäsche teilen. Darin war Jean genau und sehr anständig. Er beseitigte auch jeden Tag alle Essensreste, die Alice bei ihm überließ, die Tomaten, die seine Frau und er nicht aßen, das dunkle Brot, die Baguettebrocken, die Whiskyreste und Zigarettenenden. Er lüftete gründlich, bevor Alice kam, und nachdem sie gegangen war, zog er tief ihren Duft ein und öffnete dann die Fenster weit.

Bei seiner Frau belegte er die rechte Betthälfte, bei seiner Geliebten die linke. Am Tisch saß er neben seiner Frau, aber gegenüber von Alice. Er kam nie durcheinander mit diesen zwei Ordnungen, Plätzen und Haltungen. Er plünderte bei Abwesenheit der beiden Frauen ihre Seelen, so bekam er Kraft, für sich, für dieses Leben und für seine Experimente. Er war auf der Suche nach dem Gewicht der Seelen.

Adieu Alice, sagte er, wenn die Tönesammlerin ihre Tasche packte und ging. Er hatte nie gehofft, dass sie bei ihm bliebe, und sie hatte keine Hoffnung mehr, dass er ihr gehörte. Aber er war besser als keiner und er war zärtlicher als alle, er duftete und sie liebte ihn von ganzen Herzen nicht, damit sie ihn nicht eines Tages verlieren könnte.

Adieu, Jean, sagte sie, obwohl er mit bürgerlichem Namen Hans Julius hieß und nicht mehr war als ein von der Ostsee eingewanderter Nachwendekreuzberger. Lass uns die Zeit tauschen, schlug sie ihm vor.

Deine Zeit und meine Zeit, dann sind wir ein Paar, aber Jean hing an seinen Gewohnheiten und an seiner Sehnsucht. Wie sollte er sich nach der Tönesammlerin sehnen können, wenn sie ihm täglich auf dem Schoß saß.

So behielt Alice Hurgarowitz den größten Teil ihrer Zeit, in der sie die gesammelten Töne archivierte, neu zusammenschnitt und anderen Dingen und Menschen zuordnete: Das Schreien der Katze einem Mädchen, das Schweigen der Schafe vor der Schur einem seufzenden Wal.

Alice wohnte in der Oranienburger Straße, Berlin Mitte, neben der glänzenden und bewachten Synagoge und dem alten Bau des Postfuhrwerkes mit seinen prächtigen Damen auf dem Dach. Alice Hurgarowitz liebte ihre Straße, hatte Meter für Meter jedes Geräusch, jeden Ton aufgenommen, jeden Abriss dokumentiert, jedes Herz auf der Zunge befragt, war jedem Hund gefolgt, der unbekümmert mit seinem Herrn ging und vor Vergnügen kläffte.

Sie liebte ihre tägliche und nächtliche Arbeit. Und nur, wenn es keinen anderen Ausweg mehr gab und keiner ihr mehr Geldstücke lieh, verkaufte sie, weil sie essen musste, zwei, drei Töne, nie Unikate, immer nur die Dubletten aller gefundenen und aufgenommenen Tonstücke.

Seit Wochen lauschte sie dem unhörbaren Atmen der blauen Marzipanpferde in ihrem Hinterhof; tonlos zogen sie die Luft durch ihre Nüstern, ohne die Tonspur eines Schmatzens bleckten sie die dunklen Zähne.

Einige Wochen glaubte Alice, dass Jean Zeit mit ihr tauschte und sie ein Paar würden, aber Jeans Verlangen galt nur deshalb ihrem Körper, weil er ihre Seele suchte, und er schenkte ihr nur Zeit und Beachtung, weil die Seele ohne Mensch noch nicht von ihm erfunden war.

Es war an einem dämmrigen Donnerstag. Alice stand nackt auf der Waage, Jean notierte das Gewicht, lächelte klug und zufrieden, hob seine Geliebte am Hals in die Höhe und erwürgte sie sehenden Auges langsam. Dann stellte er Alice Hurgarowitz, die während des Sterbens keinen Ton von sich gegeben hatte, wieder auf die Waage. Einen winzigen Augenblick ließ er sie los und sah, dass seine Geliebte um zwölf Gramm leichter geworden war. Um das Gewicht der Seele.

Jean schrieb die Zahl auf und notierte dazu den Satz: Ein lebender Mensch abzüglich zwölf Gramm Seele ergibt einen toten Menschen. Dann stutzte er und wusste, dass er nichts verallgemeinern durfte.

Sonntags. Eine Straße in Deutschland

Kein Mensch ist zu sehen. Kein Kind, auch kein pissender Hund. Weit und breit nicht. Die Autos sind geputzt. Die rostigen alten Garagentore zugeknallt und abgeschlossen. Kleine Flecken glitzern in den Hinterhöfen. Und schmierige Wasserlachen mit strahlend weißen Schaumkrönchen. Der Wind bläst bunte Plastikfetzen und schmutzige Papierreste in die Ecken. Kein Mensch wimmelt und fuchtelte und schreit mehr. Die Katzen liegen in den Fenstern und dösen, recken sich schläfrig, reißen mit ihren ausgefahrenen Krallen Löcher in die zigarettengelblich schimmernden Gardinen. Ruhig ist es. Der Lärm von den Autobahnkreuzen, Ringstraßen und Einkaufszentren rauscht gleichmäßig und leise.

Kein Mensch schleppt heute den eigenen Tag weg. Heute bleibt die Arbeit liegen. Keiner fragt nach der Zeit. Heute hat jeder Zeit für fremdes Leben und Abenteuer. Und weil die Arbeit liegen bleibt und keiner seinen Tag zur Arbeit schleppt, weiß keiner mehr für ein paar Stunden, wer er ist und sein soll und wie er heißt und was er im Leben darstellen will und was ihm misslingt. Seit Jahren misslingt. Immer schon. Von klein auf ist so vieles schief gelaufen. Und trotzdem ist die Angst, in der Straße verloren zu gehen. Dass man sein kleines Leben verfehlt, die Frau davonläuft, der Mann arbeitslos wird, die Kinder auf alle schiefen Bahnen geraten und einem auf der Nase herumtanzen. Besser ist es, nicht zu denken, nicht zu viel und immer ruhig zu bleiben. Wie spät ist es? Heute ist Zeit.

Die Angst ist im Viertel, seit Wohnungen gekündigt und die alten Häuser aus der Jahrhundertwende renoviert werden und fremde Leute in die schönen neuen Wohnungen mit Heizung und Bad einziehen. Leute wie ich. Studierende und Linke, Studenten und die ersten Banker. Die Angst ist in der Straße, seit die erste der sieben Kneipen in ein feines Restaurant umgebaut wurde. Im Figaro gibt es rosa Stoffservietten auf den Tischen und Lammrücken provenzalisch. Und jeder Gast bekommt mit seiner Rechnung einen Drink des Hauses serviert, einen Mafioso. Der schmeckt nach mehr.

Seit die Angst in der Straße ist, gibt es mehr Schlägereien, knallen Pistolenschüsse und in den Hinterzimmern der Kneipen, Kioske und Trinkhallen sitzen schmutzige Geldeintreiber. Sie drohen und kassieren, kleine Beträge, aber zu viel, viel zu viel für die Wirtinnen, Händler und Trinkhallenpächter. Viel zu viel für die kleinen Leben.

Wie spät ist es? Schnell noch den eigenen Namen vergessen und dann feiere ich den Sonntag wie die anderen in der Straße. Die sind alle da, schon lange sitzen sie in den

sechs Kneipen und warten auf die, die fehlen. Wo ist die denn? Die hat doch noch einen Deckel bei Rosi stehen. Die muss doch kommen. Und wo ist der Walter, der hat doch Durst? Der muss kommen. Und die Maria, ach, die streitet sich wieder mit ihrer Mutter. Der ganze Sonntag ist ein Kneipengang, ab morgens um elf, von einer Kneipe in die nächste. Und wir sind alle dabei. Gerhard, der gut verdienende, immer eine Zeitung zitierende Banker; Ralf, der Vertreter, kann der reden. Frank, der wohnungslose Möbelpacker. Sag ich doch, sagt er nach jedem Satz. Und: Lieber Herein, so ist das Leben.

Zwanzig Mark nehme ich mit. Mehr darf ich nicht ausgeben. Ich gehe schräg über die rechts und links zugeparkte Straße. Stoßstange an Stoßstange. Alte Opel, Amischlitten, Citroën und billige Gebrauchtwagen. Zerkratzt sind sie alle. Die ganze Straße längs. Die nächtliche Arbeit von Stiletto, mit bürgerlichem Namen Karlheinz, geschieden, immer betrunken. Das waren die Jugos, hat er geschrieben und übel nachgeredet, aber er war es. Ihn haben wir gesehen, wie er nachts mit einer Kralle die Straße von rechts nach links hinunter torkelte, die Hose nass, und die Autos zerkratzte.

Karlheinz Stiletto ist wütend auf sein Leben. »Wer bin ich denn«, sagt er. »Der letzte Dreck«, antwortet er und grinst so, als wäre er heimlich ein ganz anderer, ein toller Mann mit Geld und nicht der Karlheinz mit dem Spitznamen Stiletto, weil er mal mit einem Messer in einen Menschen gestochen hat, und nicht der Mann ohne Arbeit, mit rot unterlaufenen Augäpfeln und schmutzigen Hosen, der die eine Hälfte des Tages Videos anschaut, die andere sich ausgeliehen haben, und der die andere Hälfte vom Tag sich in den sechs Kneipen rumdrückt.

Stiletto war verheiratet, war ein glücklicher Mann und ein gut verdienender Gemüseauktionator in der Großmarkthalle. Er war mal wer Besseres; jetzt schimpft er auf

die, die angeben und wie feine Pinkel tun und ihn auslachen. »Sollen sich bloß nichts einbilden«, sagt er. »Die kommen auch noch unten an.« Er grinst breit und herzlich: »Und dann wird es mir eine Ehre sein, sie in der Hölle zu begrüßen.«

Wie spät ist es? Hier im Viertel läuten keine Glocken. Es bimmelt nicht und in die Kirche geht niemand. Auch nicht die alten Frauen. Die sitzen an den Fenstern und schauen auf die Straße. Die warten darauf, dass irgendwas passiert. Ein Unglück. Um elf Uhr Sonntagmorgens warten sie vergebens.

Ich gehe schräg über die Straße zu Lina, ins Basalteck. Es ist dämmrig in der Kneipenwohnstube. Die zwei matt schimmernden Lampen über dem Tresen werfen Schatten auf die Zapfhähne. Arno, Linas Ehemann, der Tau- genichts, wie sie hundert Mal am Tag sagt, der Dickwanst, sitzt auf seinem Platz an seinem Tisch. Er liest Zeitung, grummelt über die Politik und verschlingt einen riesigen Klops. Mit viel Senf. Er knurrt mich an. Er sagt: »Heute spiele ich nicht.«

In einer dunklen Ecke sitzen die beiden Archäologen. Sie saufen sich zu Tode. Sie trinkt sich jeden Tag bedächtig in den Rausch und in die Bewusstlosigkeit hinein; er trinkt hastig und gieriger. Er stirbt vor ihr. Im Rausch. Sie wird Silvester sterben und ich werde sie am nächsten Morgen finden. Erstickt, im Tod noch weinend. Die beiden klugen und belesenen und freundlichen und arbeitslosen Archäologen wohnen im gleichen Haus. Parterre. Sie sind beide um die vierzig und einer von ihnen ist immer unterwegs. Flaschen wegbringen, billigen Wein von Aldi holen und an den guten Tagen mit Geld auch Gin und Wodka. Und wenn nichts mehr geht und auch das Pfandgeld alle ist, kleine Flaschen irgendwas von den Trinkhallen. Dann lassen sie anschreiben.

Die beiden Archäologen, er und sie lächelnd, sitzen vor einer großen Weinkaraffe und zwei stattlichen Schnitzeln mit Bratkartoffeln. Lina ist Italienerin, kocht neapolitanisch auf Deutsch oder umgekehrt. An ihren guten und fröhlichen Tagen kocht sie große italienische Küche, an ihren schlechten und missmutigen Tagen verwandelt sie Nahrungsmittel in Abfall. Das stört dann nur die, die einmal und nie wieder kommen. Und denen ist Lina sowieso keine gute Wirtin; Fremden wirft sie die Teller hin. Und jeder ist ja zuerst fremd. Wer wiederkommt, will zu Lina. Dann lächelt sie.

Lina lebt seit dreißig Jahren in Deutschland, seit fünfzehn Jahren bewirtschaftet sie das Basalteck. Sie wird geliebt, auch wenn sie an manchen Tagen schreit und ungerecht und barsch ist. Sie erlaubt das Anschreiben vier Wochen lang und bis zu einem Monatslohn, aber das nur bei den Ärmeren, bei den Möbelpackern und Leuten, denen es dreckig geht, die den Überblick über sich und ihr Leben für einen langen Augenblick verloren haben.

Lina bringt den beiden tapfer lächelnden und in großen Schlucken trinkenden Archäologen frisches Pizzabrot und Salat und einen Krug Wein. »Der ist von mir«, sagt sie. »Aber ich gebe den Wein nur, wenn ihr Salat esst. Viel Salat«, befiehlt Lina. »Salat ist gesund.« Lina meint es gut.

Karlheinz brütet missmutig über einem großen, schalen Bier. Gerhard, der reiche Banker mit den klebrigen Haaren, der immer Angst hat dass wir ihn ausnutzen, und der sich immer ausnutzen lässt, wirft Geld in den Spielautomaten. An den flackernden Lämpchen sehe ich, dass der Automat, ein altes Gerät, der das Geld nicht ganz so schnell verspielt wie die Neuen, voll ist. Fünfzig Mark müsste er geben. Mindesten fünfzig Mark. Mit zweihundert hat ihn der Banker schon gefüttert. Lina lässt Gerhard und den Automaten nicht mehr aus den Augen.

Sie kommt immer wieder aus der Küche und fragt, sie stellt sich hinter Gerhard und schubst ihn. Sie ist gierig auf das Geld. Sie will den Gewinn, aber sie weiß, der Banker wird den Automaten füttern, wird nicht aufhören, wird jammern und schimpfen, aber Geldscheine bei ihr wechseln. Sie weiß, er hat ein paar hundert Mark dabei. Zur Not macht er einen Deckel mit dem Wechselgeld. Zur Not geht er an einen Geldautomaten. Zur Not stellt er einen Scheck aus.

Hinterm Tresen lehnt Ulrich. Ein dünner blasser und strenger Mann. Er lebt zur Untermiete bei Lina. Er lebt für seine Vergangenheit, versteckt hinter diesem Tresen, und zapft sich heimlich kleine Biere, trinkt die Gläser schnell leer. Er spielt jedes Spiel mit, um einen ausgegeben zu bekommen, einen billigen Weinbrand, einen Calvados. Er liest jeden Tag die Financial Times und kennt die Börsenkurse und Platinpreise auswendig. Er gibt jedem Ratschläge in finanziellen und juristischen Fragen. Er lacht über meine Sorgen. Seine sind größer.

Ulrich liebt die feine Lebensart, die er sich nur noch selten leisten kann. Nachts um drei sitzt er dann im King George und bestellt sich Austern und Fisch, trinkt einen guten Wein, wird bedient und begrüßt und schnippt mit den Fingern, wenn er einen neuen Teller haben will. Das King George ist ein feines Unterweltlokal, kein feines Restaurant. Im King George verkehren lackierte Affen, gescheiterte Immobilienhaie und Broker, kleine Straßenkönige, müde Edelnutten und Kaufleute, Händler der Art, die heute mit einem Tausendmarkschein wedeln und morgen auf der Polizeiwache sitzen und mit heiligen Eiden beschwören, nie Geld gehabt zu haben, keinen Pfennig. Die Leute im King George wissen, wer Ulrich früher war. Einer der größten Börsenbroker, dann einer der schlauesten, nicht zugelassenen grauen Broker. Zuletzt der Assistent eines schwarzen Brokers. Und dann ein Gefängnisinsasse mit unbezahlbaren Schulden.

Ulrich zapft das Bier bei Lina. Zwölf Stunden am Tag und länger. Den Schlaf hasst er wie Lina, die nie ins Bett findet und immer als letzte das Licht ausmacht. Den besinnungslosen volltrunkenen Schlaf braucht er. Lina zahlt ihm keinen Lohn, der würde gepfändet. Lina gibt ihm drei Mahlzeiten, das Zimmer, zehn große Bier am Tag und Schwarzgeld auf die Hand. Wenig Geld, aber heimlich zahlt sie für Ulrich auf ein Sparbuch ein. Er redet nachts mit ihr, hört ihr zu, berät sie, widerspricht ihr nicht. Manchmal hält er sie nicht aus, dann betrinkt er sich und geht auf sein Zimmer, verkriecht sich im Bett.

Wenn einer der Behördenmänner kommt oder ein neuer Gerichtsvollzieher, spricht Lina mit ihnen. Sie beschützt Ulrich und Ulrich erklärt Lina die Welt. Linas Mann Arno lacht über die beiden, greift in die Kasse und macht sich drei schöne Nächte im Rotlichtviertel. Deshalb ist Lina wie der Teufel hinter dem Geld her. Sie kassiert. Nur sie. Sie kocht, sie bestellt die Lebensmittel, sie kontrolliert die Bestände, sie kassiert und zahlt. Sie trägt ihr Geld zur Bank. Sie spart. Sie will niemals wieder zurückgehen in ihr neapolitanisches Dorf, aber sie fährt jedes Jahr für fünf Wochen nach Italien zu ihren Verwandten und jedes Mal bringt sie einen aus ihrer großen Familie mit. Eine Nichte, einen Neffen. Die müssen in der Küche helfen, saubermachen, bedienen, gehorchen. Aber Lina kümmert sich. Sie schickt sie in Schulen und Sprachkurse. Lina bezahlt.

Im Basalteck essen die Leute aus der Straße und die Studenten, die im Viertel wohnen. Maria, die unglückliche Schuhverkäuferin, kauert auf ihrem Hocker in der Ecke am Tresen und isst lustlos gebackene Tintenfischringe und Salat. Sie arbeitet in einem Schuhdiscount.

»Der letzte Dreck bin ich«, sagt sie. »Keiner will mich.« Maria meint die Männer. Sie hat Freunde, aber keiner bleibt. Keiner bleibt länger als vier Wochen bei ihr, dann

haben die Männer sich von ihren letzten Unglücken erholt, sind frisch geduscht und rosig von Marias Liebe und gehen. Maria ist Griechin, ist fünfunddreißig Jahre und lebt mit ihrer Mutter in einem kleinen Hinterhofhaus.

Maria hasst ihre Mutter. Die Mutter hasst Maria. Als kleines Mädchen ist Maria nach Deutschland gekommen. Ihre Mutter hat bei Siemens geschuftet, hat sich und das Kind durchgebracht. Für Gefühle und Sehnsucht war keine Zeit. Der Vater ist weggelaufen. Maria kennt ihn kaum. »Was habe ich vom Leben?« fragt Maria. Maria sammelt Steine. Sie kauft Quarze und kleine Kostbarkeiten, sie trägt Kiesel und Feuersteine nach Hause, putzt und nummeriert sie und zeigt sie allen, die sie besuchen, ob sie wollen oder nicht. Maria hat wenig Geld, aber sie lässt nie anschreiben.

Frank, der Möbelpacker und Walter, der Fluglotse sitzen an einem Tisch neben dem Flipper und essen hastig ihre großen gefüllten Cannelloni. Der Fluglotse kippt heimlich Dornkaat. Wir zählen mit und schauen weg. Walters Frau ist mit den zwei kleinen Kindern davongelaufen. Zurück zu ihren Eltern, zurück in eine kleine Stadt. Sie will nicht wiederkommen, aber sie will sich auch nicht scheiden lassen. Sie weiß nicht, wie Walter kämpft, um seine Arbeit zu behalten, nicht wieder strafversetzt zu werden, weil er Fehler macht. Er hält nichts mehr aus, der Walter. Nicht diese Arbeit, die sein Beruf ist.

»Ich liebe sie doch. Ich tue alles für sie und die Kinder«, sagt Walter und weint. »Ich trinke zu viel«, sagt Walter und trinkt, bis ihn Arno oder Gerhard oder sonst wer nach Hause bringt und ins Bett legt. Am nächsten Tag entschuldigt er sich, wedelt verlegen mit den Händen vorm Gesicht, lädt ein, gibt Runden, schweigt, erzählt von seinen Kindern, weint, betrinkt sich.

Am leuchtenden piependen Flipper spielen mit hochroten Köpfen und verbissen zwei junge Männer, beide arbeitslos, beide stecken sie in einer Umschulung, die sie nicht wollen, die sie nicht begreifen. Sie spielen um die nächste Runde und keiner will verlieren, keiner darf verlieren, weil sie beide zu wenig Geld haben, zu wenig zum Flippern, zu wenig zum Trinken. Und die Miete muss auch noch bezahlt werden. Sie schimpfen und schreien und spielen mit aller Kraft und Gewalt.

»Spielst du mit«, werde ich gefragt. »Ja«, sage ich wider besseres Wissen. Die beiden reiben sich die Hände, lächeln. Sie wissen, ich spiele mal so und mal so, kein Verlass drauf. Aber ich habe Glück und gewinne. Ich bekomme einen ausgegeben. Ich fange mit einem Bier an. Der Sonntag ist noch lang.

Als ich bei der zweiten Runde flippern wieder nicht verliere, mich mit der letzten Kugel rette und mit einer Million Punkte den Astronaut in der knallroten Kugel dazu bringe blechern zu lachen und zu sagen: »Gut gespielt«, da hören die beiden Männern auf mit mir zu flippern, verziehen sich in die dunkelste Ecke am Tresen, nölen und meckern. Lina blinzelt mir zu: »Gut gespielt« und spendiert mir einen Calvados, einen kleinen.

Ich trinke. Ich habe noch keine Mark ausgegeben. Ich bestelle für Maria einen Wein. »Das fängt ja gut an«, sagt sie. »Das fängt gut an für dich.« Sie schüttelt mit dem Kopf. »Du hast Glück. Ich nicht.«

Lina hört zu mit einem Ohr, schreit: »Hört auf. Ich will heute kein Unglück im Haus.« Maria sagt nichts mehr, isst, geht. Sie kommt nach zehn Minuten wieder. »Nichts los«, murmelt sie. Sie telefoniert, aber niemand hat Zeit für sie.

Auf einmal, in die Stille hinein, so geschieht das, wenn es still und dämmrig ist und alle leise atmen und aus den Mundwinkeln reden, auf einmal klingelt der Spielautomat, alle Lämpchen leuchten rot und grün und blau und

hundert einzelne Markstücke fallen in den Schacht. Der Banker strahlt über sein ganzes Gesicht, sagt stolz: »Der war reif, der Automat. Ich habe es gewusst.« Lina flüstert mir hinter vorgehaltener Hand zu: »Fast dreihundert Mark hat er hineingeworfen. Und gestern Abend zweihundert. Aber die habe ich.« Lina kichert. Die Automaten bringen das Stromgeld für die Kneipe. Und die Aufstellfirma, eine Frau mit Schläger, kassiert alle zwei Wochen. Im Cadillac kommt die Dame. Im Schlepptau einen braungebrannten Mann mit offenem Hemd und einer dicken Goldkette um den Hals. Der Mann gehört der Dame. Die Automaten in dieser Straße gehören auch der Dame. Das Revier hat sie sich hart erkämpft gegen die Italiener und die anderen kleinen Bosse. Sie kommt, bestellt zwei Piccolo, gibt eine Lokalrunde, während der Mann die zwei Spielautomaten und den Flipper leert. Die Dame zählt, rechnet, teilt das Geld in Linas und ihren Anteil. Die Dame trinkt einen Schluck von ihrem Piccolo, lächelt und geht.

Gerhard, der glückliche Gewinner, lässt sich umarmen und fragt jeden, was er trinken will. Alle bestellen und Gerhard bezahlt mit einem Schein aus seinem Portemonnaie, macht seinen Deckel glatt und stößt mit uns allen an. Er ist für fünf Minuten ein Sieger. Wir prostern ihm zu, dann wirft Gerhard die ersten zehn der gewonnenen hundert Markstücke wieder in den Geldschlitz. Er spielt weiter. Erst hier, dann bei Pedro, dann beim Griechen an der nächsten Ecke, dann beim Jugoslawen. Er wird an allen Automaten, die es in der Straße gibt, spielen. Nachts um zwei werden wir beide wieder bei Lina nebeneinander am Tresen sitzen und Ulrich wird mit uns ein Spiel spielen, bei dem wir todsicher verlieren.

Ich frage Arno, ob er mit mir flippert. »Um einen doppelten Calvados«, sagt er, grient und leckt sich genüsslich die Lippen. Er gewinnt immer beim Flippern. Ich sage: »Ja.« Arno faltet seine Zeitung zusammen, legt sie hinter

den Tresen und stöhnt laut: »Ich will ja nicht spielen, aber wenn du mich nicht in Ruhe lässt und so schön fragst.« Lina schaut mich bitterböse an.

Lina mag ihren Mann nicht. Und Arno schätzt seine Frau nicht, aber sie haben beide nicht vergessen, warum sie sich zusammengetan haben. Früher war Arno Pächter der Eckkneipe gegenüber. Einer armseligen Trinkkneipe mit alten abgestoßenen Tischen und Hockern. Mit armseligen Gästen und einem schwadronierenden, stinkfaulen Arno als Wirt. Die Gaststättenlizenz war Arnos Hochzeitsgeschenk. Und die schuftende, sparsame, deutsch radebrechende Lina hat die Lizenz genutzt und aus dem Basalteck, damals auch nur eine Bierschwemme mit Wodkaausschank im dicken Wasserglas, ein Zuhause für alle in der Straße und für die Studenten gemacht. Ganztägig hat sie Essen gekocht und serviert. Im Gehen gegessen, im Stehen am Küchenherd gerechnet und Geld gezahlt.

Lina hat das riesige Eckhaus mit den zwölf Wohnungen und dem Basalteck gekauft. Sie allein. Die Lina aus Neapel. Für die Tilgung trägt sie jeden Monat das Geld bar zur Bank. Anstreichen lassen hat sie das Haus in wunderschönen Ockerfarben und ihre üppig blühenden Geranien vor den Fenster und auf dem Balkon bekommen jedes Jahr einen Preis von der Stadt. Da steht Lina dann auf ihrem Eckbalkon und winkt und lacht und unten auf der Straße fotografiert einer von der Zeitung Lina, ihr schönes großes Haus und ihre Geranien, die ein halbes Stockwerk tief herunterhängen, und den Herrn Stadtverordneten, der Lina die Hand schüttelt. Lina war vorher beim Friseur zwei Häuser weiter und Lina hat keine fleckige Kittelschürze an wie sonst alle Tage.

Ihr Mann Arno grient, liest Zeitung, sitzt wie festgeklebt auf seinem Platz in der Kneipe, freut sich über das Geschäft seines Lebens, die Heirat mit Lina. Er liebt sie nicht mehr; er mag sie nicht, weil sie immer arbeitet,

nach Knoblauch und Küche riecht, zwischen Geiz, Sparsamkeit und Übermut schwankt und ungefragt stolz ist auf ihr Haus. Aber mit der Eheschließung hat sich Arnos Traum vom Leben verwirklicht: Er ist wer, er hat Geld für Frauen und zum Pokern, sein Wort gilt in der Straße und er muss nicht arbeiten. Arno ist nicht nur stattlich, er ist rund und dick, groß und breit und wo seine Hände hinlangen, rührt sich niemand mehr. Das ist gut bei Schlägereien, wo er mit einem Griff schlichtet und die tollwütigen Menschen vor die Tür setzt. Das ist schlecht, wenn Arno wütend ist und zulangt. Ohne Rücksicht und ohne Nachdenken.

Arnos dunkle Augen blinzeln immer spöttisch böse oder spöttisch dumm. Er stellt sich gerne dumm. »Dummheit schützt«, sagt er. »Was ich nicht verstehe, muss ich nicht tun.« Wenn Lina schimpft und flucht und das Geld zum zehnten Mal zählt, duckt er sich weg, grient blöde und kaum dreht Lina ihm den Rücken zu, kassiert er alle Gäste ab, steckt sich das Geld ein und geht spielen. Die Bierdeckel mit den Strichen, Kreuzchen und Zahlen lässt er liegen, knickt keinen. Wir kennen das Spiel. Wir sind es, die Lina sagen müssen, dass wir schon bezahlt haben oder Arno kein Geld geben, aber dann wird er böse, packt zu und auf der Straße ist man sekundenschnell.

Arno gewinnt den ersten doppelten Calvados und den zweiten auch. Ich trinke mit, doppelte. Endlich kommt Ralf, der Vertreter, laut und lärmend und tut sich wichtig. Er bestellt eine Runde, will mitspielen, redet und erzählt von seiner Woche, unterwegs draußen auf dem Lande, von Kleinstadt zu Kleinstadt. Er ist aufgedreht. Er war ausnahmsweise erfolgreich. Er will Schulden zurückzahlen, die Bank wird sich wundern und der Vermieter auch. Dieser Schuft. Bei Lina bestellt er eine Flasche Sekt. Er verliert jedes Spiel am Flipper, weil er nicht aufhören kann zu reden und über die Leute zu lachen, denen er Versicherungen angedreht hat. Er hat einen

Vorschuss von seinem Chef bekommen. Er zeigt die Scheine. Auf dem Klo leihe ich mir von ihm fünfzig Mark. Nachts werde ich sie ihm zurückzahlen können. Gott sei Dank.

Ich gehe, sage: »Bis später.« »Wo gehst du hin?« fragen Lina und Maria und Gerhard. »Du kommst doch wieder?« Ja sicher komme ich wieder. Wo sollte ich denn hin? Ich mit meinem leeren Kopf und den Träumen, die für zwei Leben und die ganze ausgewanderte Verwandtschaft reichen. Wie kann ich mit diesem leeren Kopf herausfinden, wer ich bin und wo ich hingehöre? Wenigstens für morgen. Aber der Tag ist so eng und klein. Und ich lebe der Uhr hinterher. Sag mir nicht guten Tag, nehme mir alles vor und halte nichts. Und die Welt wird alt. Alles meinetwegen. Oder umgekehrt.

Ich gehe schräg über die Straße, in die schäbigste Kneipe der ganzen Straße. Arnos alte Kneipe. Eine Bierstube: klein, das Linoleum durchgetreten, das Klo im Hinterhof, Schlüssel beim grapschigen Wirt. Schmutzige Gläser, schmutzige, löchrige Deckchen auf den Tischen. Fliegenfänger hängen von den Lampen und schwarze Fransen.

Die Leute am Tresen sind schon seit gestern auf dem Heimweg. Sie sind auf dem Sprung, trinken seit Stunden ihr letztes Bier, ihr allerletztes. Ich suche Kalle. Der hat mein Auto, der wollte am Samstag nur sein Schlagzeug transportieren und nur zwei Kartons und nur zu seiner Mutter in die Laubenkolonie fahren. Kalle sitzt mit zwei düster blickenden Männern in einer Ecke. Kalle tut so, als sei er blind und ich aus Glas.

Auf einem der Hocker steht eine Frau. Ich kenne sie. Sie ist alltags eine vornehme Frau aus dem Westend mit der Nase hoch oben in der Luft. Ein bisschen verrückt und reden kann sie nur über sich. Kein Wunder nach zwölf Jahren Analyse. Sie macht Messebau und dichtet und malt und lässt sich mit jedem und keinem ein. Sie steht

auf dem Hocker und wiegt sich nach der Musik. Die Musikbox plärrt herzerreißend.

»Da bist du ja«, sagt die Frau. »Hol mich von dem Hocker.« Ich umarme ihre Beine, hebe sie herunter und lehne sie an den Tresen. Die anderen klatschen und ich habe mich verhoben.

»Was soll es denn sein, ihr zwei Hübschen?« fragt Anni und schüttelt ihre hellroten Dauerwellenlocken. Sie vertritt gegen billigsten Stundenlohn den Pächter, der den Laden sowieso nur öffnet, wenn er selber Durst hat und nicht woanders hängen geblieben ist. Die Brauerei hat ihn abgemahnt. Jetzt macht Anni die Kneipe und Abraham, der wodkaeelige und pflichtvergessene Pächter, steht vor dem Tresen, lässt sich von Anni bedienen und langt wahllos nach den Brüsten der Frauen. Ab und zu langt er auch in die Kasse und beschimpft dann nachts um drei oder vier die Anni, dass die Kasse nicht stimmt. Dann will der die paar Mark Lohn nicht auszahlen und greint und trinkt sich noch einen und noch einen und den allerletzten und dann erzählt er, wie er alle überlebt hat. Die Eltern, die Geschwister, die Tanten und Cousinen. Alle Lager hat er überlebt. Er ist nicht glücklich darüber. Er sagt: »Ich möchte endlich sterben.«

Die vornehme Messebaufräulein verschwindet aufs Klo im Hinterhof. Und ich gehe zum Tisch, an dem Kalle mit den zwei Männern sitzt. »Wo ist mein Auto?« frage ich. Und dann höre ich aus drei Mündern eine sehr lange Geschichte. Kalle redet am lautesten und bestellt mir ein Bier und einen Wodka. Und die beiden Männer lächeln und lächeln und bestellen auch Bier und Wodka. »Stell die Flasche auf den Tisch«, sagt der eine und wedelt mit zwei Scheinen und als Anni kommt, kriegt sie auch ein halbes Wasserglas und einen Klatsch auf den Hintern.

Kalle hat mein Auto, mein fast neues Auto, zu Schrott gefahren. Die beiden Männer waren dabei. Sie sind durch die Stadt gegondelt, haben ihren Spaß gehabt und

das Auto unter einen stehenden Laster geklemmt. Kalle drückt mir die Autoschlüssel in die Hand und beschreibt mir, wo das Auto steht. Die Polizei weiß schon Bescheid. Ich soll mich melden, wegen der Versicherung und des Schadens an dem LKW. Kalle bietet mir fünfhundert Mark. Er hat sie bar bei sich.

Ich nehme den Schlüssel und die fünfhundert Mark. Das Geld wird fürs Abschleppen reichen. Aber es kommt noch schlimmer. Kalle hat den beiden Männern den Fahrzeugschein verkauft, weil er Geld brauchte für die Miete. Die Männer haben die Papiere schon weiterverkauft. Kalle hat zur Polizei gesagt, er hätte sie verloren. Einer der Männer stopft mir ein Bündel Scheine in die Jackentasche und sagt: »Schlechtes Geschäft. Ganz schlechtes Geschäft.« Als ich später das Geldbündel nachzähle habe ich sechshundert Mark Schweigegeld bekommen.

Die Westender Dame kommt in voller Bemalung und frisch parfümiert vom Klo zurück, schaut um sich und weiß nicht mehr, was sie in dieser Bierschwemme wollte. Sie geht. Die Tür knallt. Der Türschließer ist falsch eingestellt. Aber wer soll das ändern? Annie oder Abraham oder die Gäste?

»Knobelst du mit?« fragt Annie. »Ja«, sage ich und rutsche auf einen der wackeligen Hocker am Tresen. Neben zwei Möbelpacker, einen alten Jurastudenten, der es hasst zu verlieren, egal was, und einen sehr alten Mann, dem die alte Schauburg gehört. Ein Kino, das seit zwanzig Jahren kein Kino mehr ist. Und der Supermarkt, der sich nach der Schließung eingemietet hatte, ist auch schon längst pleite. Alle haben Angst, dass der alte Mann, der Jude, wie sie sagen, den maroden und muffigen Bau verkauft, weil über dem Kino billige Wohnungen sind. Viele billige Wohnungen. Der alte Mann wohnt in der Mansarde und sammelt einmal im Monat

die Miete ein. Mit einem Mietbuch. Und wer nicht zahlen kann, der sagt es, und der alte Mann, der Jude, schreibt die Summe auf, setzt ein Minuszeichen davor und damit hat es sich.

Der Jude hat zwei Jahre auf einem Nachbardachboden, in einem Verschlag und versorgt von Nachbarn, gelebt. Von Neunzehnhundertunddreiundvierzig bis Kriegsende. Er redet nur mit Leuten, die er kennt oder mit jungen Leuten. Alle anderen wischt er, mit einer Handbewegung in die Luft hinein, beiseite. Und wer trotzdem mit ihm redet, bekommt seinen Stock zu spüren. Über früher spricht er nie. Fast nie. Ein einziges Mal hat er mir mit leiser Stimme seine Geschichte erzählt. Er sagt: »Diese Straße ist meine Heimat. Nicht die Stadt und nicht das Land, diese Straße.« Er sagt zu mir: »Ich sage niemals nächstes Jahr in Jerusalem. Ich will da nicht hin müssen.«

Der alte Mann sitzt Stunden still an einem Tisch und trinkt Tee mit Arak, einen Tee und zwei Fläschchen Arak. Er schaut uns zu, wie wir knobeln. Um Kümmerlinge. Annie knobelt am liebsten mit Kümmerlingen. Jeder nimmt eine der kleinen Flaschen aus dem Karton und stellt sie vor sich. Ich sage: »Hoch« und dann drehen wir den Schraubverschluss auf und trinken und suchen die Zahl im Boden der Flasche. Ich habe die Achtundneunzig. Also, ich muss nicht bezahlen. Peter hat es erwischt. »Wenn ich schon mal spiele«, sagt er und fordert Revanche. Peter trägt nur Musikinstrumente der Philharmonie. Deshalb nennt er sich auch Kulturträger, wenn ihn jemand nach seinem Beruf fragt. Nicht Möbelpacker. Peter hat eine feste Stelle, alle anderen Möbelpacker in der Straße arbeiten auf Abruf, ohne Anstellung. Die nächste Kümmerlingrunde verliert der säuerlich lächelnde Jurastudent und dann bin ich dran. Danach gehe ich. Peter fragt: »Gehst du nach Hause?« »Nein«, sage ich. »Ich esse was.« Ein paar Stunden später

werden wir uns im Hubertusstübchen wiedersehen. Peter wird sich von seiner geschiedenen Frau Rosi anschreien lassen, weil er sie immer noch liebt. Ein paar Jahre später heiraten sie wieder.

Der große Peter mit seinem schwarzen Schnauzer, frisch gewaschen und rasiert, wird still dasitzen und einen halben Liter Bier nach dem anderen trinken, bis er dunkelblau ist. Und dann wird er mich küssen. Und deshalb wird Rosi mich anschreien und mich zwei Runden lang nicht mehr kennen.

Ich gehe zu Pedro. Vorbei an der Trinkhalle. Da sitzen zwei junge Frauen auf den Stufen mit Flaschenbier und hungrigen Blicken. Und vier ältere Männer lehnen an den Sims, teilen sich ein Bier, einen kleinen Flachmann. Sie bestellen sich zwei heiße Würstchen mit viel Senf. Einer bezahlt mit einem verknitterten Zehnmarkschein. Damit wird er nicht weit kommen. Nicht am Sonntag und bei dem Durst und der Langeweile. Die Männer reden über den Krieg, aber so richtig haben sie keine Lust, die Kämpfe noch einmal und immer wieder zu verlieren. Und sie haben den großen Krieg ja verloren.

»Bist wohl was Besseres!« sagt die eine Frau zu mir. »Weiß nicht«, sage ich und da fangen sie beide an zu schreien. Aber die Trinkhallenfrau geht dazwischen, bittet um Benehmen. »Bei mir sind alle Gäste. Und die«, und dabei zeigt sie auf mich, »die ist genauso ein Mensch wie ihr.«

Bei Pedro stehen zwei junge Männer in voller Montur, Lederjacke, Stiefel und Kriegsbemalung am Automaten und spielen. Pedro ist ein Pizzabäcker. Er bringt Tag und Nacht alle Gerichte ins Haus. Manchmal schlafen seine Aushilfen in meiner Wohnung. Länger als vier Wochen bleiben die radelnden Pizzaausträger nie, dann klauen sie Pedro die Kasse und hauen ab. Er findet mit viel Mühe immer wieder junge Kerle, die Dreck am Stecken haben.

Obwohl er es jedes Mal und bei der nächsten Aushilfe besser machen will.

Pedros Imbiss ist winzig und seit zwei Jahren liegt er im Streit mit den städtischen Ämtern. Statt der erlaubten vier Stehtische will er zwei Tische hinstellen, an denen die Gäste sitzen können, denn Pedro kocht beste sizilianische Küche. Er hat alle Auflagen erfüllt, zwei Toiletten, einen Notausgang über Linas Hof, beleuchtete Schilder für Notausgang, Treppenhaus, Toiletten und Ausgang. Feuerlöscher hat er gekauft und die Küche mit feuerfesten Platten isoliert. Der Pizzabackofen wurde vom TÜV abgenommen, aber Pedro bekommt keine Genehmigung für seine Tische mit Sitzplätzen, stattdessen kommen immer wieder Beamte, die kontrollieren und nachmessen und mit dem Kopf schütteln. Zu eng ist es. Deshalb schließt Pedro an manchen Tagen seine Kneipe und die Gäste können gegen Vorbestellung privat bei ihm essen. Im Sitzen.

Pedro ist aus Sizilien weggegangen, weil er von der Vendetta bedroht wurde. Er ist mit einer Chinesin verheiratet, die aus Schanghai nach Hongkong geflohen ist und weiter kreuz und quer durch den Balkan mit Zügen und Autos bis nach Deutschland. Weil dort ein studierter Cousin lebte, der einzige Verwandte außerhalb Chinas. Pedro wird seit Wochen von Schlägern bedroht. Er soll seine Lebensmittel, seinen Wein, seine Pizzakartons, alles, was er braucht, von einem ganz bestimmten Importeur beziehen. Der Importeur ist Deutscher, aber er schickt Italiener, die Feuer in Pedros winzigem Imbiss legen, die ihn bedrohen, die schließlich seine Frau krankenhausreif schlagen. Da gibt Pedro nach. Nimmt den schlechten Wein und das schlechtere Mehl, das welche Gemüse, aber er verbraucht nichts davon, er verkauft alles weiter an den dalmatinischen Gemüsehändler Dragan, zwei Türen weiter, zum halben Preis. Aber die Schläger kommen Pedro auf die Schliche. Sie setzen ihm

ein Ultimatum. Pedro wird aufgeben. Pedro wird seinen Imbiss schließen. Er wird die Stadt verlassen. Er und seine Frau werden nach Australien auswandern. Von dort schickt er mir eine Karte. Er wird schreiben: »Ich habe ein kleines Lokal mit sechs Tischen und vielen Stühlen. Keiner macht Vorschriften und misst die Toiletten nach.« Aber bis dahin vergehen noch zwei Jahre.

Pedro serviert mir einen großen tiefen Teller mit Spaghetti, kleinen glänzenden schwarzen Oliven, frischen Kapern und einer scharfen roten Soße. Er sagt: »Gib mir zehn Mark und du bekommst noch Wein.« Ich gebe ihm zwanzig Mark. Ich habe es ja. Und das Auto ist sowieso futsch. Ich erzähle ihm mein Unglück. Er lacht. Ich erzähle ihm mein Unglück noch einmal. Er sagt: »Du musst dir immer genau überlegen, was du willst. Dann geschieht kein Unglück mehr. Dann bist du kein Opfer mehr.« Pedro kennt viele meiner Unglücksgeschichten und er sagt mir zu jeder Geschichte, die ich ihm erzähle, dass ich es bin, die etwas tun muss. Ich soll mich einsammeln, sagt er. Ein komisches Wort. Es wird noch zehn Jahre dauern, bis ich nicht mehr über das rede, was ich nicht bin und nicht habe: Heimat, Verwandte, Ruhe und sattes Wohlbefinden. Ich werde zu den Beerdigungen in der Familie fahren, ich werde hebräisch lernen, ich werde die Verwandten in England und den Niederlanden besuchen. Ich werde das Wort Jude buchstabieren lernen. Ich werde mich nicht mehr für meine Mängel schämen. Ich werde entdecken, dass die Mängel keine Mängel sind.

Dragan, der in dem kleinen Laden ein Haus weiter altes Gemüse, Bier, Hirse, Käse, Nudeln, Obst und Konserven verkauft, stößt die Tür auf. Er hat eine Pistole in der Hand. Er will Pedro erschießen. Er drückt ab, lässt sich fallen und weint. Wir bringen Dragan nach Hause, in die winzige Wohnung hinter dem Laden. Ein Zimmer mit Kochnische, Bad und Flur. Seine Frau sitzt auf dem

Bett und schluchzt. »Gekündigt haben sie uns. Die Erben«, sagt sie.

Zehn Jahre lang waren Dragan und seine Frau Pächter in der Trinkhalle gewesen und es war ihnen sehr bescheiden, aber gut gegangen. Obwohl jeder von ihnen zwölf Stunden arbeitete. Tag und Nacht. Dann hatte ein Amt die Genehmigung für die Trinkhalle dem Hausbesitzer entzogen, inzwischen ist sie wieder erteilt, aber Dragan und seine Frau müssen nach der Schließung der kleinen Bude etwas anderes suchen. Sie nehmen den Laden und der läuft nicht, gleich, wie sie es anstellen. Ein paar Häuser weiter gibt es eine türkische Händlerin und deren Geschäft hat den Zulauf der ganzen Straße. Dragan und seine Frau verkaufen fast nur noch Bier. Die alte Dame, der das riesige Haus gehörte, ist gestorben, die Erbengemeinschaft verstritten. Das Haus wird verkauft und den meisten Mietern gekündigt. Dragan will Pedro erschießen, weil der ihm immer geholfen hat.

»Hätte Pedro nicht geholfen«, sagt Dragans Frau, »hätten wir den Laden nicht bekommen.« Pedro zuckt mit den Schultern, lacht verlegen, läuft zurück in seine Pizabäckerei, und ich gehe die Straße hinunter, bis an Ende, vorbei an den Flickschneidern, die jedes Kleidungsstück retten, vorbei an den breiten Hofeinfahrten mit den Garagen und kleinen Betrieben in den Hinterhöfen. Sie sind alle fast pleite, aber es wird weitergemacht, irgendwie und ohne die eigene Arbeitskraft zu berechnen und das ist ein Glück für das Viertel. Vor zwanzig Jahren fürchteten sich die Anwohner schon einmal vor der Zukunft. Da verschwanden die kleinen Läden, die Herrenschneider und Schuster, die Elektriker, bei denen es von der Taschenlampe bis zur neuesten Waschmaschine alles zu kaufen gab. Der Goldschmied mit seinen dicken Eisenstäben vorm Schaufenster gab auf und der Kohlenhändler im dritten Hinterhof kratzte die letzte Fuhre Eierkoks zusammen und ging zur Stadt

als Müllkutscher. Weiter ging es immer, aber jetzt, mit den Renovierungen, mit den neuen Hausbesitzern, haben die Leute in der Straße Angst um ihr Leben. Im Viertel lassen sich teure Antiquitätenhändler nieder, Metzger mit feinen Salaten und Rindfleisch hundertgrammweise. Da verdrängt ein Fischhändler mit Sekt und Hummerscheren einen Laden mit Freibankfleisch und Pferdeschlachtung und aus einer Reparaturwerkstatt, die jedes alte Auto wieder zum Laufen brachte und hübsch lackierte, wird ein Schickimickirestaurant für feine Leute, die am anderen Ende der Stadt in feinen Vierteln wohnen. Das Zeitalter fährt fort mit seiner zukünftigen Unordnung und die Leute aus der Straße verstehen sich und die Welt nicht. War doch alles so schön und gut. Früher und jetzt auch noch. Wenn es doch so bliebe. Es muss so bleiben.

Beim Griechen an der Ecke steht die Tür offen. Drinnen streiten sich die Bedienung, der Wirt und zwei Gäste. Die Bedienung reißt sich ihre Schürze vom Bauch, greift nach ihrer Jacke, nimmt sich einen Paken Scheine aus ihrer Kassiertasche und geht. Der Wirt schreit ihr alle Schimpfwörter nach, die es gibt und die junge Frau zeigt ihm einen ausgestreckten Mittelfinger. Dann ist wieder Ruhe.

Auf dem Spielplatz mit dem dreckigen Sand, den kaputten Bänken und einer rostigen Rutsche tritt Lee Roy wütend einen schlappen Kinderball und Tina redet auf ihren Bruder ein. Tina ist vierzehn und will was erleben, Lee Roy ist neun und will den nächsten Krieg gewinnen. Er kämpft mit jedem. Er findet es gut, dass sein Vater, der große Peter, stark ist. Rosi und Peter sind unbändig stolz auf ihre Kinder.

Vorm Italiener stehen Jakob, ein feiner alter Herr, und Viktoria, eine schöne junge Frau. Sie winken über die Straße. Wie Majestäten. Sie wollen in die Stadt. In die Oper zu einem Empfang. Spät abends werden die beiden

wieder beim Italiener sitzen, mit anderen Leuten, und alle trinken Grappa und Wein und eine feine Dame aus dem Westend wird Grappa dem alten Herrn, der ihr Onkel ist, ins Gesicht schütten und eine andere Dame wird ein volles Glas Rotwein an die weißen Wände des Restaurants werfen. Sie wird dem Wirt großspurig ins Gesicht sagen, dass seine Kaschemme keinen Namen hat und er deshalb keinen Pfennig von ihr sehen wird. Der Wirt wird die Dame vor die Tür setzen. Jakob und Viktoria werden um Mitternacht ins Hubertusstübchen kommen und Dart spielen. Ich werde auch dort sein. Und wir werden uns alle wiedererkennen.

Ich bin verabredet, deshalb gehe ich in dieses große Restaurant, das einmal beste Zeiten als Speisegaststätte erlebt hat und heute nur noch einen billigen Mittagstisch bietet für Rentner, Studenten und Leute, die sich mal was leisten wollen, zu ihren Bedingungen. Die Tische sind alle besetzt mit Essenden und Trinkenden. Es gibt Rindsroulade, Wirsing und Kartoffelpüree mit viel matschiger Soße. Der Tresen zieht sich als riesiger Halbkreis mit kleinen Ausbuchtungen und Dellen durch das halbe Lokal. Davor sind kleine Stehtische gruppiert. Da wird gespielt, gewürfelt. Und in einer der Ecken sitzt der Wirt vor einem grünen Würfelbrett, den Arm im Gips, großspurig und mit seinen Augen in allen Ecken und auf allen Tischen und würfelt. Um viel Geld geht es.

Ich gehe zu einem der Spielautomaten, werfe zwei Mark hinein und lasse kleine runde Monster Punkte fressen. In einem Labyrinth. Drei gelbe Monster habe ich und wenn ich es schaffe, dass sie alle Punkte fressen, kommt das nächste Bild. Ich schiele zu dem Tisch mit dem spielenden Wirt. Er nimmt zwei Jugos aus. Abwechselnd rennen die nach draußen und holen Geld vom Bankautomaten. Aber sie verlieren.

Neben dem Wirt steht ein alter Mann, schmutzig, demütig, mit einer Plastiktüte in der Hand. Er darf das

Spielgeld des Wirtes halten. Viele blaue und braune Scheine. »Das sind zehntausend Mark«, sagt der Wirt und winkt mir. »Du musst das Geld fühlen«, sagt er. Ich gehe zu dem Tisch. Ich schaue zu. Die Männer würfeln um dreihundert Mark die Runde und um drei doppelte Gin Tonic. Das Wasser stellen sie beiseite. Sie trinken den Gin pur und hastig. Sie spielen schnell. Mexiko. Der höchste Pasch zählt. Oder die Zwei und die Eins.

»Hast du Geld?« fragt der Wirt. »Willst du mitspielen?« Ich sage Ja, gehe auf die Toilette, zähle dreihundert Mark ab und schwöre mir, keine Mark mehr zu setzen. Ich verliere und muss die erste Runde Gin doppelt bezahlen. Sechzig Mark. Der Wirt lacht schallend über mein Gesicht und dann befiehlt er dem alten Mann sechzig Mark aus der Plastiktüte zu nehmen und mir zu geben. »Zum Einstand«, sagt er. »Aber jetzt weißt du Bescheid. Hier geht es um Geld, nicht um Pfennige.«

Ich verliere fast alles, gewinne gut zweitausend Mark und höre auf bei einem Gewinn von hundert Mark. Ich bin verschwitzt und den letzten Gin trinke ich nur mit Widerwillen. Die beiden Männer drohen dem Wirt, der lacht, packt seinen Gewinn in die Plastiktüte, steckt dem alten Mann fünfzig Mark in die Brusttasche, tätschelt ihm das eingefallene Gesicht und umarmt mich, bis ich keine Luft mehr bekomme. »Du kannst gerne wiederkommen«, sagt er. Er spendiert mir noch einen Gin, aber den gebe ich weiter an den alten Mann, der sich über die Lippen leckt und mit einem Schluck das Glas austrinkt. »Ich bin durstig«, sagt er und schaut den Wirt und mich bettelnd an, aber der Wirt sagt: »Schluss basta.« Und da geht der alte Mann.

Im Winter wird er sterben, angefahren, auf der Straße. Er wohnt in einem Bauwagen auf einem Trümmergrundstück. Mit Frau und Hund, ohne Geld, ohne Wasser und Elektrizität. Pielitzky heißt er, ein Westpreuße. Die Beerdigung bezahlt der Wirt, einen billigen Sarg

und viele Blumen und ein Essen mit Suppe und Pudding für alle, die auf dem Friedhof waren. Pielitzkys Kumpel aus seinen besseren Zeiten in Westpreußen als kleiner Pachtbauer und Pielitzkys Saufkumpane aus seinen schlechteren Zeiten ohne Dach überm Kopf, ohne Rente und Ansehen. Die Plastiktüte mit dem vielen Geld, die durfte er jeden Sonntag halten. Von der Zeit zwischen der Flucht aus Westpreußen und dem Leben ohne Arbeit und Wohnung wusste Pielitzky nichts mehr. Die wischte er beim Erzählen mit der Hand weg. »Lohnt das Reden nicht«, sagte er. »Ich war nirgends zu Hause. Mich hat es nirgends mehr gehalten.«

Es ist Nachmittag. Im Automatenwaschsalon toben Kinder und zwei Männer aus dem Wohnheim spielen Karten und warten auf ihre Wäsche. Im feinen Restaurant Figaro werden die Tischdecken gewechselt und die Tische neu für den Abend gedeckt. Junge türkische Männer gehen auf der rechten Straßenseite auf und ab und junge deutsche Männer auf der linken. Die, die sich kennen, begrüßen sich auf der Straßenmitte und gehen zurück zu ihrer Gruppe. Vier Mädchen sitzen am Spielplatz auf der hohen Bordsteinkante und kichern jedes Mal, wenn die jungen Männer vorbeikommen.

»Hühner«, sagt einer, aber die beiden Gruppen kehren immer öfter um und gehen immer näher an den Mädchen vorbei. Später sitzen alle Männer und die vier Mädchen im Markgrafeneck, trinken Bier und Cola, werfen Geld in den Musikautomaten, rauchen und lachen. Und die älteren Männer und Frauen, die am Tresen sitzen und einen Sonntagsweinbrand trinken, lächeln und reden über ihre Jugend, aber da sind sie schnell beim Krieg und verstummen wieder.

Ich gehe die engen Stufen hoch zum Hubertusstübchen. Eine winzige Kneipe. Ein schmaler langer Tresen, vollbesetzt, eine alte Musikbox, ein Spielautomat, zwei Stufen nach oben und ich bin in den zweiten kleinen Raum

mit dem Dartautomaten, zwei Tischen und der Tür zu den immer schmutzigen Toiletten. Frei sind sie. Mein Glück.

Der kleine Peter und Rosi stehen hinter dem Tresen. Der kleine Peter ist klein. Er hat viele Jahre als Ober, dann als Kellner gearbeitet. Sein Traum vom eigenen Lokal endete im Hubertusstübchen, der Wohnstube für alle Unglücklichen der Straße. Vorm Tresen, in der Ecke, sitzt der große Peter, der Klavierträger und starrt seine geschiedene Frau Rosi an, neben ihm ein Taxifahrer, der jeden Tag schwört, nie wieder zu trinken, und dem der Zwangsentzug droht. Dann kommt Jo, der Amerikaner, mit seiner Freundin, die immer wieder aufspringt und etwas von zu Hause holt, Kekse, belegte Brote und Vera, die Dame im echten Pelzmantel. Jo freut sich endlich nach Hause, nach Ohio, gehen zu können.

»Be positiv«, sagt er zu mir, immer und immer wieder. Erst lache ich über diese Binsenweisheit, dann höre ich auf beim Knobeln zu denken, dass ich sowieso verliere. Später sage ich mir die zwei Worte selbst immer wieder vor. Jo ist Angestellter bei der Army. Jo ist nach dem Krieg in Deutschland hängen geblieben und seine Hauptsorge ist inzwischen nur noch der Dollarkurs. Er bekommt sein Gehalt in Dollar. »Ich war früher ein reicher Mann«, sagt er. »Da hatte ich sechstausend Mark zum Ausgeben. Heute reicht es kaum. Es wird Zeit, dass ich nach Hause gehe.«

Jo wird seine Freundin noch in Deutschland heiraten und im Hubertusstübchen feiern. Mit Tischen auf der Straße, einem Trompeter aus der Army, viel Whisky, flaschenweise Wodka und gebratenen Hähnchen. Jo wird aus Ohio eine Karte schicken und schreiben, dass er Sehnsucht hat. Be positiv, Jo.

Vera, die Dame im echten Pelzmantel, was sie ungefragt und oft betont und weswegen sie ihn nicht auszieht, obwohl es immer zu heiß ist im Hubertusstübchen, arbeitet

als Einkäuferin in einer vornehmen Boutique in der Innenstadt. Sie ist gerade geschieden und wenn sie nicht trinkt, weint sie. Und wenn sie genug getrunken hat, weint sie und trinkt. Ihr Mann ist mit einer Jungen auf und davon, und mit dem Sparbuch. Vera sagt: »Alles wie im Fernsehen.« Aber das ist ihr auch kein Trost. Weil Vera bei jedem Schluck Wodka, den sie trinkt, sagt, dass sie bessere Zeiten kennt, mag sie keiner im Hubertusstübchen. Denn zu viele sitzen am Tresen, die in ihr letztes Bier heulen und nie mehr Geld haben als höchstens das Geld für eine einzige und letzte Runde. Die, die heulen, sind die Zähesten. Die schlafen noch auf dem Hocker ein, mittendrin und mittenraus aus dem Kneipenleben, und träumen von Rosen und Glück, Liebschaften und Vermögen, von gewonnenen Gerichtsverhandlungen und Telegrammen, die alles verändern.

Neben Vera sitzt Dieter, ein Schwager von Rosi, der aber wieder geschieden ist und sich von der Geschiedenen ausnehmen lässt und der vor der Arbeit und nach der Arbeit nur im Hubertusstübchen lebt und isst und von seiner Exfrau redet. Neben Dieter tut sich ein Herr im Seidenanzug wichtig. Er ist der neue Geschäftsführer vom zweiten Griechen in der Straße. Er hat sich gerade im Hinterzimmer des Dalmatienrestaurants, – zu essen gibt es da nichts, aber Billard, Schwarzhandel mit Lebensmitteln und kleinen Pistolen, – einen uralten Lancia erwürfelt. Der feine Herr will sich bekannt machen und um gute Nachbarschaft werben, aber er wird nicht lange Nachbar sein und wie schon gehabt, wird der Kellner wieder das Lokal führen.

Ich setze mich zwischen Carmen, eine Arbeiterin bei der Post, sie werde ich später nach Hause bringen, und drei Immobilienmakler, die feiern und schreien und jubeln und doch keinen ausgeben. Sie werden zwei Wochen später von der Polizei geholt. Bis dahin zahlen sie nur mit Tausendern.

»Spielst du mit?« fragt Rosi. »Ja, wenn ich darf«, sage ich. »Sicher, sicher, wir spielen auch mit Durchreisenden«, sagt Rosi spöttisch. Sie wirft mir oft vor, dass ich eines Tages wieder abhaue, dass ich wieder ein besseres Leben führen werde. Sie behält Recht, aber damals glaube ich ihr nicht.

Ich kaufe manchmal ein für Rosi und den kleinen Peter. Ich mache Schulaufgaben mit Lee Roy und ich suche mit Rosi eine Lehrstelle für Tina, die nur Friseurin und sonst nichts anderes werden will. Fünfhundert Videokassetten hat Rosi zu Hause und sie verleiht sie an alle im Hubertusstübchen. Gegen eine klitzekleine Gebühr. Rosi war einmal Animiermädchen, aber das ist Geschichte. Vom großen Peter hat sie nach der Scheidung nie Unterhalt genommen, sie fordert das Geld nur immer lautstark, um es ihm zurückzugeben. Sie jobbt und sie öffnet jeden Morgen um elf das Hubertusstübchen. Nachmittags geht sie. Nach der zweiten Eheschließung mit dem großen Peter wird sie am Flughafen arbeiten. Das Hubertusstübchen wird geschlossen, das Haus renoviert und drei große und feine Wohnungen werden entstehen. Der kleine Peter wird Nachtportier in einem der Hotels am Bahnhof. Er wird in eine Mansarde ziehen und Rosi, die Kinder und der große Peter bekommen endlich eine Sozialwohnung, Neubau.

Wir spielen Schocken. Immer um Wodkahütchen. Die gehen ins Geld. Ich verliere oft. Das freut Rosi. »Du musst ja nicht mitspielen«, sagt sie. Wenn ich zu oft verliere, setzt sie aus und sagt, was ich vorlegen soll. Wodka mit Eiswürfel und Sprudel schmeckt wie Wasser und wirkt nicht. Nicht sofort. Erst draußen an der frischen Luft. Der kleine Peter öffnet den Musikautomaten und jeder darf sagen, was er hören will. Alle erzählen zwischen den Spielen Geschichten aus ihren kleinen Leben und was alles schief gelaufen ist und schief laufen wird. Am Montag werden wir uns alle wieder sehen, aber am

Montag werden sich alle Mühe geben, nicht schon um elf Uhr morgens bei Rosi vorm Tresen zu stehen.

Der Sonntag fängt an zu flimmern, wird trübe. Verwandte von Rosi kommen, von außerhalb. Sie kommen jeden Sonntag. Alle haben Hunger. Rosi schickt mich zum Schlachter. Hintenherum. Ich soll Brühwürste holen und Fleischwurst und von der Bude noch Fritten mitbringen. Ich sammle Geld ein und hole graue Würste und pappige Fritten. Wir essen und für fünf Minuten sind wir still.

Der kleine Peter, die Verwandten und ich spielen Dart, die anderen schocken weiter. Draußen wird es dunkel. Draußen gibt es nicht. Wir sind in Sicherheit. Satt und ohne Gedanken. Das Maß aller Dinge ist ein Wodkahütchen. Beim Dartspielen gewinnen der kleine Peter und ich abwechselnd, also zahlen die anderen.

Es ist Mitternacht, als ich endlich gehe. »Nimm Carmen mit«, sagt Rosi. »Die schafft es alleine nicht mehr.« Ich nehme Carmen mit. Sie stolpert und weint und redet. Sie wohnt am Anfang der Straße. Oder am Ende. Ich schubse sie die Treppe hinauf, schließe auf. Im Flur und im Wohnzimmer stehen volle Wäscheständer, in der Küche das Geschirr von Wochen. Carmens Mann gibt ihr ab und an Geld, aber nach Hause kommt er nur zum Duschen und um frische Wäsche zu holen. Er macht Geschäfte. Das sagt er und lacht Carmen aus, wenn er sie sieht.

Vorm Basalteck stehen die Türen sperrangelweit auf. Alle Tische sind besetzt. Am Tresen drängelt sich die halbe Straße. Gerhard wirft immer noch und schon wieder Geld in den Spielautomaten und fiebert dem nächsten Gewinn entgegen. Lina rennt zwischen Küche und den Tischen hin und her. Arno ist weggegangen. Maria sitzt in der Ecke und nippt an einem Glas Wein. Walter, der verlassene Fluglotse, beteuert, dass er nach Hause muss, und Frank, der Möbelpacker, sagt nach jedem Satz

der anderen: »Guten Morgen, liebe Sonne. Sag ich doch. Sag ich doch die ganze Zeit.«

Ralf, der Vertreter, spendiert immer noch billigen Sekt und erzählt von der tollen Woche und seinen Schulden und wie er morgen zur Bank gehen und was er sagen wird. Und wie der Filialleiter ihn anschauen und was der dann sagen wird. Und seinem Vermieter wird Ralf die Miete auf den Tisch zählen. Mit Genuss.

»Ja, wovon träumst du eigentlich?« sagt Frank. Aber wer hört schon zu. Es ist fast ein Uhr. Lina treibt. Sie stellt das Licht an den Tischen niedriger. Sie will die Küche schließen. Jetzt beginnt ihr Sonntag. Sie hört zu, sie erzählt. Sie erzählt, wie alles werden soll. Besser und schöner. Sie will neue Tapeten. Sie will mehr Tische. Sie holt einen Zollstock und beweist, dass nicht mehr Tische zu stellen sind.

Ulrich schlägt Gerhard und mir eine Wette vor. Er schwört und verspricht, dass er schneller zehn Pils trinken kann, als jeder von uns zehn Korn. »Die Bedingung ist«, sagt er, »dass keiner von uns die Gläser der anderen berührt.« Er erklärt das mehrmals. Alle sind still, alle kennen die Wette. Lina verzieht keine Miene. Wir nehmen die Wette an. Uli stellt zwanzig Schnapsgläser auf und füllt sie und er zapft zwanzig Pils. Auf los geht es los. Und Uli trinkt zügig zwei Pils leer. In der Zeit hat Gerhard vier Korn geschafft und ich drei. Uli stülpt seine zwei leeren Pilsgläser über zwei volle Korngläser. Wir haben die Wette verloren. Alle lachen aus vollem Herzen. Gerhard schimpft und Ulrich ist glücklich, dass er sich sein Schlumberbier erspielt hat.

Um zwei Uhr gehe ich nach Hause. Ich schaue aus den Fenstern auf die Straße, schaue in die beleuchteten Fenster vom Haus gegenüber. Ein nackter Mann sitzt mit zwei halb angezogenen Frauen auf einem runden Bett. Er sieht mich und winkt. Ich winke zurück. Er winkt mich zu sich, aber ich schüttle den Kopf. Die Frauen

machen mir eine lange Nase. Der Mann steht auf und zieht die Vorhänge zu.

Ich gehe durch die Wohnung, setze mich auf den Balkon. Von oben höre ich türkische Lieder, leise und vorsichtig gesungen. Unter mir diskutiert der angehende Anwalt mit seiner Freundin und ganz unten sitzen die beiden Archäologen und trinken ein allerletztes Glas.

Der Hinterhof ist so groß wie vier Straßenzüge. Es ist ein leises Flüstern, Streiten und Juchzen in der Luft. Vor den Garagen stehen rauchende Männer. Auf den Garagendächern sitzt ein junges Paar. Sie haben vergessen, dass aus vier Himmelsrichtungen die Leute von den Balkonen auf sie herunterschauen.

Auf der anderen Seite des Hofes stellt eine Frau ein altes Grammophon ins Fenster. Sie berührt den Lichtschalter, der helle Fensterfleck verschwindet. Ich höre ein Rauschen. Ein Kratzer. Dann die Callas. La Traviata.

Wo bin ich?⁵

Schiffsvogel

In meiner Familie habe ich viel über die grausamen Dinge in der Welt erfahren; jetzt will ich mehr über die guten Herzstücke wissen. Ich möchte lieben und mit unsichtbarer Tinte schreiben lernen – und an dich denken. An den Polizisten Blum, an Heinrich, der weint, wenn er zu viel getrunken hat: An den Strömen von Babel, da saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten, – sagtest du und trankst immer schneller. Wir saßen an den Ufern der Themse und in Silver City an der Dee und wir beide tranken immer schneller. Silber leuchtet in

⁵ Gehört zu den Erzählungen für die Sendereihe »Passagen« von 1989 bis 1998 (SFB/RBB).

der Sonne der graue Granit von Aberdeen. Funkelndes Licht. Ein gutes Herzstück ist, an den Mann zu denken, der sagt, dass er mich liebt. Nicht wahr Blum, du lebst noch?

Der Zug fuhr aus dem Bahnhof und flog durch die Luft. Bis in den alten Hafen von Aberdeen. Es stank nicht nach Öl, Schminke und Bordellen; es roch nach Wal-fisch, gebratenem Speck, Tang und Meer, und das Schiff legte ab und ich bin die Frau und der Mann, die die Expedition leitet und bezahlt. Endlich. Endlich unterwegs, auf der Suche nach der Insel Utopia. So sollte es sein, so wünschte ich es mir. Jetzt sitze ich im Savoy in London und der Hoteldetektiv Bubbles, ein kluger älterer Herr, der Frauenfänger und Herzensdiebe geschickt über die feinen Teppiche hinauskomplimentiert, schenkt mir einen Füller mit der von ihm erfundenen unsichtbaren roten Tinte.

»Sie sollten den Boden der Beweise nicht verlassen, auch wenn die Spuren zur Insel Utopia in unbekannte Meerestiefen führen, oder in Eismeere, die noch keiner kartografiert hat, die es vielleicht auch gar nicht gibt.«

Ich danke Mister Bubbles und bitte einen der Kellner, den Tauben gewürfeltes Weißbrot zu servieren. Wenn die Gäste das Brot nicht bestellen, sorgt die Hoteldirektion für die Fütterung, denn die Eigentümer des Savoy haben sich diese Futtergarantie ausbedungen. Ich esse Pfirsich Melba mit feinstem Zuckergitter vom Schöpf-löffel und rieche den Regen, den sanften Londoner Smog mit Grünspangeschmack von der Themse. Einen Atemzug lang bin ich glücklich. Dann fällt mir wieder ein, dass ich nicht weiß, was ich von mir halten soll. Von meiner Suche nach einer Insel, die es vielleicht nicht gibt. Von meinen Sehnsüchten nach weißen Sekunden, die mich auffressen. Von meinem Leben in der Vergangenheit der Familie.

Vierzehn Tonnen Lachs, anderthalb Millionen Austern werden von den Gästen des Savoy pro Jahr verspeist und verschlungen. Mister Bubbles erzählt es mit einem gleichzeitig verächtlichen und wohlwollenden Lächeln. »Die meisten sind wie Kinder. Unglücklich, ängstlich und bössartig. Mit dem Schlürfen der sterbenden Austern erzwingen die Gäste ihr Glück. Im Gegensatz zu den Kindern haben sie keine Chance mehr erwachsen zu werden.«

Und dann sagt er noch: »Ich bin nicht verheiratet. Absichtlich und beruflich. Ich bin froh und geborgen in dieser abgeschlossenen Welt. Ich muss mein Herz nicht auf der Zunge tragen, keine Münder küssen und keinen nackten Menschen um mich haben.«

Über die Lage der Insel Utopia, über die Längen- und Breitengrade lese ich die unterschiedlichsten Angaben. Die einzige genauere Beschreibung finde ich in einem Buch der polnischen Forscherin Szymborska. Sie entdeckte Fußspuren an den Stränden. Sie schreibt: »Die an den Ufern sichtbaren Schritte führen alle ins Meer. Als seien die Bewohner fortgegangen. Nicht geflohen, einfach weggegangen, ohne Rückkehr ins Meer getaucht.« Die Forscherin fügt hinzu: »Die Spuren sind nicht Folgen kläglicher Eile; die Schritte sind groß und gerade.« Nichts schreibt sie über die Lage der Insel, nichts über Menschen, nur über ihre Schritte am Strand.

1938 bricht die Polin in Ratibor zu ihrer Expedition auf, sie flieht vor Verhaftung und Deportation. Sie notiert: »Auf jedes geflüsterte Wort antwortet mir ein ungerufenes Echo. So finde ich den Fluchtweg.« Begleitet wird sie von einem Akrobat aus Oppeln. Er balanciert auf den Gipfeln der Wahrheit, ohne je abzustürzen, obwohl er die Turnerei nur aus schlimmster Not auf Märkten und Aufmarschplätzen unter den Augen deutscher Soldaten gelernt hatte. Auf einem Seil balanciert er über die Straßen, von Dach zu Dach.

Die beiden Flüchtlinge erreichen die Ostsee, Fischer helfen bis nach Schweden. Ihnen gelingt nach einigen Monaten eine Fahrt nach Spitzbergen, die Forscherin notiert: »Ich koche, putze und wasche für die ganze Schiffsbesatzung. Nachts sitze ich über den Karten, aber sie veraten mir nichts. Ich weiß, dass die Insel Utopia existiert, aber nur mein Fluchtgefährte und der zweite Steueremann, ein alter Kerl vom polnischen Heringswasser, auch er wie ein Hase von den Deutschen quer durch Europa gejagt, unterstützen mich. Er sagt: ›Es gibt noch unentdecktes Land. Die Menschenfüße waren noch nicht überall.«

Ich lebe seit einer Woche im Savoy und erfasse alle Hinweise auf die Insel Utopia, notiere jeden Beweis meiner Vorstellungen. Erfindung ist stärker als Realität. Das zumindest ist längst bewiesen. Von den heiligen Trinkern in Ostende und allen Überlebenden der menschlichen Börsartigkeiten.

Eines Tages stellt mir Mister Bubbles einen Mann vor. Heinrich Blum ist ein deutscher Polizist, suspendiert, Sonderurlaub ohne Bezahlung, sein Disziplinarverfahren zieht sich hin; es interessiert ihn nicht mehr. So wenig wie seine Pension oder sonstige erarbeiteten Anrechte. Er sagt, er hätte immer nur geschuftet, er hätte das alles satt: die krummen Vorgesetzten, seine weggelaufene Frau, das ewige Sparen, alles. Alles. »Mein Zuhause und meine Arbeit haben mich immer nur traurig gemacht.« Jetzt schlägt er sich durch als Jongleur und Zauberer auf englischen Kindergeburtstagen. Er amüsiert die Mütter. Sie lächeln und knistern mit einem Schein mehr als vereinbart, schieben ihre Hände in seine Jacken- und Hosentaschen. Er lässt es für ein paar Stunden zu. Ich habe ihn für die Dauer meiner Expedition zur Insel Utopia engagiert. Ihm ist es recht. Er spricht besser Englisch als ich und er erzählt mir von den steinernen Blitzen an der

schottischen Grenze. »Ich möchte sie ausgraben«, sagt er. Und er möchte ins Eis. Ein Kindertraum.

Zusammen fahren Blum und ich zu meinen Verwandten nach Liverpool. Es sind Leipziger Blumenthals, die sich ab 1938 auf der Ile of Man in die Familien Belley und Miller verwandelten. Nicht alle sind geflüchtet, diejenigen, die Deutschland für ihr Vaterland hielten, wurden ermordet. Ein paar haben es noch nach Kanada und Burma geschafft. Cousin Frank spricht kein Deutsch, war nie in Deutschland, will nichts über Deutschland wissen. An manchen Tagen geht es mir auch so, dann sage ich »Die Deutschen«, als wäre ich keine.

Der alte Belley, im Rollstuhl, freundlich zu Blum und mir, schüttet Kaffee aus seinem dicken Becher auf die Untertasse, schlürft, lächelt, sagt: »Eingesperrt haben die Engländer Rosa und mich. Interniert und beschimpft. Da rächt sich nichts.« Er zieht mich zu sich herunter und legt seine Hand auf meine Brust. Er beobachtet mich. Er schaut mir mitten ins Gesicht. Ich verharre in der gekrümmten Haltung über ihm. Er zwickt in meine Brüste, fährt mit der Hand zwischen meine Beine, reibt den Stoff, grinst. Er sagt: »Du wirst die Insel Utopia finden, folge den Fluchtlinien unserer Familie.«

Er rollt zum Buffet, übergibt mir alte Pässe, Judensterne, Totenbescheinigungen aus deutschen Lagern, eine Weltkarte mit vielen Messblättern und ein dickes, zusammengeschnürtes Bündel an Aktienpapieren. »Dein Anteil an der Familiengeschichte. Manche Aktien sind fast wertlos und manche der alten Optionen werden wieder sehr hoch gehandelt. Du wirst dich wundern. Du kannst dir deine Expedition leisten und das Taubenfüttern im Savoy. Die Fluchtlinien aller Blumenthals sind auf der Karte eingetragen. Deine fehlt noch.« Er lacht, bricht ab und sagt: »Im Bahnhofshotel von Lyon haben einige SS-Hauptsturmführer mit langen Nadeln in lebende Menschenlungen gestochen. Ich stand in der Schlange. Weil

einem der elenden Männer die Zigarette ausging, bin ich davongekommen.«

Mein Cousin Frank lädt mich zu einem Ausflug nach Southport ein. Am Strand lässt er sich ins Wasser fallen, in seinem besten Anzug. Ich sage: »Ich will kein Kind.« Manchmal weiß ich nicht, warum ich was sage. Er hat mir jeden Tag kleine Geschenke gebracht, sie abends auf meine Bettdecke gelegt. Er hat den Tee morgens vor die Tür gestellt. Er hat auch Blum jeden Tag etwas mitgebracht. Er dringt schnell mit zwei Fingern in mich ein. Ich ziehe ihn auf mich, halte ihn fest, bis die Sonne untergeht, bis wir blaugefrozen sind. Wir fahren weiter, der Küste folgend nach Walney Island. Übernachten. »Dich könnte ich heiraten«, sagt er, »aber wozu. Wir Nachgeborenen werden alle keine Kinder haben. Wir werden keine Kinder haben. Zum Glück«, sagt er noch zweimal. »Zum Glück.«

Meine Cousine Barbara sieht so aus, wie ich es mir wünsche. Schwarze Haare, dunkle Augen, elegant, beweglich, schnell. Sie fragt: »Hast du mit ihm geschlafen?« »Ich weiß es nicht.«

Sie lacht. »Dich kann man einfangen«, sagt sie.

»Das macht nichts, solange ich wieder freikomme.« Barbara küsst mich: »Ich habe es satt mit meinen Chefs. Nimm mich mit auf die Expedition. Ich kann malen, ich kann viel besser malen, als die Chefsekretärin und Beischläferin zu geben. Landschaftsminiaturen. Ich male deine Insel.«

Ich nehme ihre Hand, weiter weiß ich nicht. Ich habe mit dieser Hand vielleicht eine Zukunft, einen Kuss, ein Bild. It's a sin. So what? Spielt Miles Davis. Er muss es wissen. Ich lege meine Hand auf Barbaras Brust. »Der Alte«, sagt sie und zieht mich aus.

Heinrich Blum und ich fahren zur schottischen Grenze. Mit schmalen Spachteln graben wir lange Röhren von Blitzen aus und verwahren sie in sandgefüllten Kästen.

Wir berechnen die Verlängerung der Blitzeinschläge unter Berücksichtigung der Geschwindigkeit aller beteiligten Planeten und Himmelsräume. Die Hotelhalle füllt sich mit unseren Blitzkästen. Kauflustige Gäste und Journalisten bedrängen uns. Wir wissen nicht, wie uns geschieht, sind um das Geld froh.

Blum und ich trinken viel. Jeden Tag ein bisschen mehr. Wir sind selig, wenn wir graben, und beide traurig, wenn Abend ist und wir unsere Computer mit Daten füttern. Meine Cousine Barbara findet uns trinkend und heulend vor. »Living in the past«, sagt sie. Dann wird sie geschäftstüchtig. Sie verkauft die Blitze an ein Museum, gründet eine Gesellschaft, der alle Rechte zur Auswertung der Expedition zur Insel Utopia übertragen werden, setzt mich als alleinige Gesellschafterin und sich als Geschäftsführerin ein. Wir finden ein gutes Schiff und eine kleine Mannschaft, die schon oft Forscher kreuz und quer durch die Polarmeere begleitet hat. Das Schiff, die Ausrüstung, die Menschen, alles muss eistauglich sein. Denn der einzige Hinweis der polnischen Forscherin auf die Reiseroute ist eine Notiz über den Beginn der Expedition in Spitzbergen mit Kurs nach Norden. Aber sie schreibt auch, dass sich auf der Insel Utopia die Äste der Sträucher vor Sättigung biegen. Warum also diese nördliche Route?

Blum und ich sitzen Tag für Tag über den Fluchtlinien; wir geben Daten und Literatur ein, die Computer rechnen und vergleichen: Uns steht eine Weltreise bevor, das wissen wir. Die nördlichste Fluchtlinie in der Familie geht nach Grönland, ein Versehen, einer meiner Onkel, der nach Kanada wollte. Blum sagt, dass er mich liebt. Ich sage zu Barbara, dass ich sie liebe. So sind die Worte in der Welt, zwischen den Mündern, und jeder ist für eine Sekunde glücklich. Ich schlafe mit Blum und Barbara. Bei Barbara bin ich der Mann, bei Blum die Frau,

aber beide verstehen sie nicht, dass ich Blum und Barbara sein will. »Im Quell deiner Augen / hält das Meer sein Versprechen.« Auf diese Sekunde warte ich. Unser Schiff taufen wir Schiffsvogel. Whisky, Musik, Tanz und Umarmungen. In der Dunkelheit selig.

Am 1. Dezember stechen wir nicht wie geplant in See; Kapitän und Mannschaft gehen auf Urlaub bis Ende des Monats. Sie hinterlassen uns eine Liste, was wir noch zu erledigen haben. Blum trainiert seinen Körper, lernt das Schiff kennen und recherchiert; Barbara malt und verwaltet die Expedition. Ab und an kommen Journalisten vorbei. Da wir Dilettanten sind, dauert alles so lange, dass meine Cousine jede Situation aufzeichnen kann. Wir sind en miniature ihre Comicfiguren. Ich weiß, dass das meiste, was wir tun, verrückter Unsinn ist und nichts zusammenpasst. Jeder sagt, dass es keine Insel Utopia gibt, dass die Fluchtlinien der Leipziger Blumenthals nichts mit den Breitengraden der Insel zu tun haben.

Es nützt auch nichts, dass Mister Bubbles vor Weihnachten auftaucht und neue Papiere der polnischen Forscherin vorlegt, handfeste Beweise für eine Route von Spitzbergen in Richtung South Orkney Isles am Südpol: »Dort ist Gott in seinem Glanz zu sehen, dort erreichten wir die nackte Seele des Menschen«, notiert die polnische Forscherin.

Aber wir drei im alten Hafen von Aberdeen rühren uns nicht von der Stelle. Wir sind drei alte Leben. Barbara malt und rechnet, Blum liebt mich und rechnet. Und ich trinke, gehe von Bord und quartiere mich in einem Hotel ein. Jeden Abend kommt Blum. Wir trinken zusammen und weinen über etwas, das wir nicht aussprechen: über die Stiche in lebende Menschenlungen zwischen Zigaretten, die angezündet werden und zufällig ausgehen.

Die nächste, die von Bord geht, ist meine Cousine. Eine Nacht schenkt sie mir noch, dann sagt sie: »Das überlebst auch du nicht, nur in der Vergangenheit zu sein. Lass uns losfahren. Oder fahr alleine los. Fahr.« Ein Zufall, dass ich aus dem Hotelfenster schaue und sehe, wie der Schiffsvogel den Hafen verlässt, erst langsam, dann verschwindet das Schiff immer schneller in der See. Auch wenn die Geschwindigkeit immer die Gleiche ist. Blum hat kein Wort hinterlassen, aber einen Umschlag mit einer Karte an der Rezeption abgegeben, eine Route ist eingezeichnet.

Jetzt bin ich allein und kann alles tun, was ich mir wünsche. Endlich auf der Suche, endlich verlässt der Schiffsvogel den Hafen und die Expedition beginnt. Und wenn Heinrich mich noch liebt und wenn er noch lebt, dann bin ich glücklich. Jetzt. Für eine Sekunde. Don't look back. Living in the future. Jetzt.⁶

⁶ Diese Erzählung wurde mit dem 2. Preis des Literaturwettbewerbes der GWK »Glückszufälle« ausgezeichnet.



1961 – London (Foto privat)

Himmel und Hölle

Warm ist es bei der Tigerlilli, warm und wohlig zum Händereiben, zum Anlehnen, zum beiläufigen Totschlagen. Die Gäste gestehen jedes Versagen mit einem schrägen Lächeln im Gesicht, solange sie sich um Wahrheiten herumdrücken können. Verzweiflung wird gespielt und übertrieben, Geschichten erfunden. Der Musikautomat spielt auf Straßenlautstärke. Lilli drückt die leuchtenden Tasten, erfüllt Gästen ihre Wünsche, aber wehe, wenn einer ohne zu fragen, Geld einwirft und einen Titel aussucht: die Knief, Marlene, Moon River, Piaf und Milva, das ist Lillis Musik.

Kommt ein Fremder herein wie Kaspar, wird taxiert, ob er sich wegen einer Bratwurst in die glitzernde Eckkneipe verirrt hat oder als neues Mitglied der verschworenen Kneipengemeinschaft taugt, ob er die nächsten Jahre seine Abende bei Tigerlilli verbringen wird. Oder weiter flüchtet.

Kaspar Adler tunkt das pappige Brot in die Currysoße, speißt mit der grünen Plastikgabel die Wurstscheiben auf, kleckert, schlingt, trinkt, verschluckt sich, hustet, bis ihm die Tränen über das Gesicht laufen, rennt hinaus auf die Straße und über den Bahnhofplatz. Soße und Fett auf dem Anzug. Er schämt sich.

Damit ein Anfang ist, wurden zwei Menschen geschaffen: Eva und Adam, zusammen sollen sie sein, denn nur so wird ein Ziel zur gemeinsamen Sache. Wie Hausbau. Karrieren. Steuersplitting, Lebenskonzepte und Äpfel essen im Paradies. Adler beißt sich in die Lippen, leckt Blut und kaltes Fett ab, geht zurück in die glitzernde Düsternis, den Tag und Nacht aufblitzenden Lampen in Lillis Paradies.

Kein Reisender aus Berlin oder Frankfurt lehnt hier am Tresen. Die schlendern weiter, mit einer Krakauer in

drei Servietten gewickelt oder einem mit Remouladensoße verseuchten Krabbenbrötchen, bei jedem Biss den Oberkörper weit vorgebeugt, damit die Seidenkrawatten keinen Fleck abbekommen. Fernzüge Basel Berlin Warschau Paris Mailand halten für neunzig Sekunden. Ihre Reisenden sitzen beim Bahnhofsitaliener vor einem lauwarmen Grappa oder trinken ein schales Pils im English Pub. Sie sehnen sich nach Verführung, aber geben ihr keine Chance. Hundert Schritte weiter.

Im Kneipensalon der Tigerlilli warten die Pendler, deren City-Express-Triebwagen an jedem Laternenpfahl halten, trinken Penner mit Wohnsitz ihre zehn Bier, spielen Arbeitslose Karten und schmeißen Runden wie Millionäre, verbrabbeln Anwohner und Börsenangestellte ihre Abende und schocken um die nächste Runde Wein, Bier oder eisigen Wodka. Diejenigen, die gute und feine Zeiten erlebt haben, die immer noch einen Pelz, Anzüge und gute Manieren besitzen und die Hoffnung, dass ihnen übermorgen oder später wieder ein paar Klimmzüge auf der Leiter nach oben gelingen werden, sind um den langen geschwungenen Tresen versammelt. Um Lilli, immer geschminkt, Chanel Nummer 5, im tief ausgeschnittenen schwarzen Pullover, die langen Beine in eng sitzenden gestreiften Tigerhosen. Immer in Bewegung auf den klappernden Hackenschuhen. Immer lacht Lilli und trägt lange geschwungene Wimpern, Fingernägel in dunklem Rot, und einen glänzenden Mund mit weichen großen Lippen. Lilli behandelt jeden wie ihren besten Gast, Handschlag, Nachfragen. Anschreiben ist selbstverständlich, Deckel abstottern sowieso. Die Gläser müssen voll sein. Randvoll. Lilli behält den Überblick. Lilli lächelt, lacht, spricht laut, schweigt und schaut ihren Gästen in die Augen. Immer so, als wüsste sie mehr als alle anderen. Dem Kaspar Adler, der wieder zur Tür hereinstolpert, winkt sie zu, zeigt auf den leeren Hocker am Ende des Tresens: »Setz dich! Und trink.«

»Erschossen wird, wer die Flucht wagt. Denn die, die schießen, haben die wiegenden Schritte des Tangos vergessen, und auch, wie sich die Haut eines Menschen anfühlt.« Kaspar Adler lacht mutig in das Gesicht der Tigerlilli und sticht bei jedem Wort mit dem Finger in die Luft. Seine Hand wird eingefangen: »Wem hast du diesen Tango denn geklaut? Wir handeln hier mit Kleingeld, nicht mit großen Worten.«

Kaspar Adler lacht und verschluckt sein Bier in einem Zug: »Ich bin abgehauen, mich vermisst niemand.«

»Und deine Frau?«

»Die ist mich endlich los und kann schlafen, mit wem sie will.« Kaspar Adler beugt sich weit über den glänzenden Tresen und schaut der Tigerlilli auf die Beine.

»Solche Blicke kosten!« Lilli lässt Kaspar Adler stehen. Lilli hat immer die Auswahl. Kaspar Adler verschluckt sein Lachen, als hinter ihm eine raue tiefe Stimme befiehlt: »Bring mir eine Flasche Champagner, einen Moët. Und zwei Gläser.« Kaspar Adler gehorcht der Frau am Spielautomaten, der rothaarigen Frau mit den schnellen großen Händen, mit einer lachenden und einer traurigen Mundhälfte, mit den großen grünen Augen und langen Blicken. Er gehorcht und Lilli lacht. Er gehorcht und serviert den Champagner. Er streicht sich die Haare nach hinten, zieht an seiner Krawatte. Er schwitzt.

Die Frau schaut Kaspar von unten nach oben langsam an, trinkt, dann spielt sie weiter: »Ich war vierzig, als es geschah. Ich schaute in den Spiegel: ein lachendes und ein weinendes Auge. Ich schloss die Wohnung ab, steckte den Schlüssel der Nachbarin in den Briefkasten. Der erstbeste Zug kam aus Brüssel, der zweite fuhr nach Basel. Ich lebe in den Restaurants der Züge und auf Bahnsteigen.« Die Augen der Frau strahlen, sie beugt sich vor, Kaspar sieht für einen Augenblick ihre Brüste. Seine Sinne beginnen zu taumeln.

»Jedem seine Currywurst«, lacht der Spieler am zweiten Automaten, »das ist das kapitalistische Prinzip. Jurek ogurek, kielbar e schnurek.« Und die Frau fällt ein: »Hänschen, du Gürkchen, die Wurst hat ein Schnürchen.«

»Wichtig ist«, sagt der Spieler, der sich als Jurek aus Legbad vorstellt und behauptet dort, wenn er nicht in Deutschland arbeitet, mit einer deutschen Dichterin im polnischen Wald, im kasubischen Land zu leben, »dass der Ketchup aus der Flasche auf die Wurst schießt und dann mit Currystaub fein abgepudert wird; das ist die Kunst. Zwei Jahre«, sagt Jurek, »habe ich in Duisburg-Kaiserberg angeschafft. Den ganzen Tag Currywürste und Pommes rot weiß. Du bekommst Geld und falsche Hoffnungen. Bis die Tränen übers Gesicht laufen. Das ist Zuhause im Tucheler Wald nicht so. Wenn die Frauen in deinem Bett sind, gehören sie dir und umklammern dich mit ihren Beinen. Und wenn die Fische im Frühling in den See strömen, fangen wir Fisch und essen ihn, morgens und abends. Und wir frieren ihn ein, alle Truhen voll. Alle satt. Wenn der Fisch uns wieder verlässt, lassen wir ihn ziehen. Wenn die Frauen mein Bett verlassen, können sie tun, was sie wollen.« Jurek schlägt den Automaten. »Er ist reif, ich habe ihn gut gefüttert.«

Kaspar stellt sich gerade, streckt sich, wird größer; das erste Mal schweift sein Blick über alle Gäste, sieht er den dunkel glänzenden Tresen, sieht Lillis Falten in der Schminke und die zwei Gesichtshälften der Frau neben ihm. Er sieht, dass sie ihn beobachtet. Er spürt das Blut in seinem Bauch.

»Welches Lied soll ich dir singen? Du willst meinen Namen wissen? Irina.«

»Irina«, wiederholt Kaspar. »Irina«. Und dann schenkt er Irina Champagner ein und schaut sie an. Er hat vergessen, dass er verheiratet und verzweifelt ist. Er hat sein

Leben und sich vergessen. Er will diese Frau, jetzt, hier, heute Nacht. Er will, dass diese grünen Augen ihn verführen, diese Hände ihn berühren, er will ihren Duft atmen. Da sieht Kaspar, wie Irina zwei Männern zuwinkt, strahlend, ihr Körper bewegt sich schneller: Zwei Männer in teuren Anzügen, braun gebrannt. Kaspar wird schlecht. Kaspar wird wütend.

»Können Sie mir sagen, Irina, was aus den Fragen wird, die niemand beantwortet? Wer registriert die? Sie sind doch gestellt worden. Da gäbe es die Pflicht der Gefragten zu antworten, in angemessener Zeit. In einer Frist, die auszuhalten ist.« Irina lächelt ihn mit der traurigen Gesichtshälfte an, mit der lachenden schaut sie nach den beiden Männern. Sie spielt weiter, schneller. Sie schlägt die Beine übereinander, dreht sich von Kaspar weg.

Adler bestellt sich leise einen doppelten Wodka. »Wissen Sie, wie Wellen gefrieren? Im leichten Überschlag grün gefrieren und wie das in Schichten gefrorene Eis klingt? Es pfeift. Und wissen Sie, wie Liebe im Herzen erfriert?«

»Die letzte Frage ist unzulässig«, sagt Irina und drückt den Automaten hoch und höher, gewinnt, die Münzen rasseln in den Schacht. Kaspar trinkt und weiß, dass er sich nie leichter und schwerer zugleich fühlte als in diesem Augenblick, nicht als langjähriger Ehemann der Judith Auer und nicht als Soldat und Offizier in Kommandeursverwendung. Weggelaufen war er. Aus seinem Beruf. Weggelaufen von Judith. Nicht weit war er geflüchtet. In der Stadt geblieben. Judith hätte ihn finden können, aber Judith war mit ihrer Welt beschäftigt. Das hatte er schon beim Jawort gewusst, aber die Folgen nicht geahnt. Verlangt hatte es ihn nach ihr, aber ihr waren nicht die Küsse wichtig, sondern ihre Karrierehüpfen am Gericht und die vielen Abende mit ihren Vorgesetzten.

Kaspar trinkt noch einen Wodka und noch einen und den Champagner und fragt Irina: »Bekommt jeder Mensch bei der Geburt eine Fragenanzahl zugewiesen?

Mit einer Bewertungsziffer? Schwere Fragen, leichte Fragen. Und nach der Bewertung richtet sich die Menge der Antworten, die Qualität?» Kaspar Adler will seinen Arm um Irina legen, aber da sind die beiden gutaussehenden Männer neben ihm und Irina, lachen ihm ins Gesicht: »Was willst du von dieser Königin?«

»Alles!« sagt Adler und da schaut ihn Irina noch einmal an, diesmal von oben bis unten, und lächelt. Kaspar kann nicht erkennen, ob sie ein Ja oder ein Nein lächelt: »Wie viel Geld hast du bei dir? Wie viel?« Kaspar langt sofort in seine Hosentasche, dann erkennt er die Falle: »So viel wie Sie brauchen, Irina.«

»Haben Sie nicht«, sagt einer der Männer. »Sie haben nichts, was Irina braucht.«

»Doch«, sagt Irina, »er hat Fragen und keine Antworten.«

»Lasst ihn in Ruhe«, ruft Lilli vom anderen Ende des Tresens, dann schiebt sie Kaspar noch einen Wodka hin und sagt leise: »Alles kostet und solche Frauen kosten Männern wie dich das Leben.«

»Solche Frauen?«

»Solche Frauen wie mich und Irina!«

Kaspar Adler stellte sich wieder neben den Automaten, neben Irina, fragte: »Schlafen Sie mit diesen Männern?«

»Wieder eine unzulässige Frage!«

»Jedem seine Currywurst«, lacht Jurek, der immer noch den Automaten füttert. »Was quälst du dich mit halben Wahrheiten.«

»Ich habe Fragen gestellt und keine Antworten bekommen.«

Irina gewinnt eine zweite Serie, nimmt sich das Geld, zieht Kaspar zum Tresen auf einen der Barhocker, sagt: »Kennst du deine Tabus?«

»Sag nichts!« Lilli stellt eine Flasche Wodka und Wasser vor Kaspar.

»Wenn du deine Tabus weißt, nehme ich dich vielleicht für eine Reise mit. Für eine.« Kaspar Adler antwortet unbedacht schnell: »Verführung und Hingabe!«

Im Morgengrauen stehen Irina und Kaspar Adler am Bahngleis für die Fernzüge. Jurek hinter ihnen, verkleidet in Weste, weißem Hemd, Fliege und schwarzer Servierhose. Sie steigen ein, nehmen im Speisewagen Platz; Jurek bedient sie fürstlich, versteckt sie vor dem Kontrolleur. Ein Speisewagen ist ein guter Ort zum Sprechen.

»Ich habe zu viele Antworten bekommen. Viel zu früh«, sagt Irina.

»Ich habe viel zu spät Fragen gestellt.«

Sie schauen in den graublauen Morgen hinaus. »Was wird aus den Fragen, die niemand beantwortet?«

»Trennung ist alles, was wir vom Paradies wissen. Von Gott, von anderen Menschen. Von der Liebe. Hinter dem Garten Eden gab es nicht noch einen Paradiesgarten mit anderen Menschen und noch ein Paradies, eines ohne falsche Engel und Äpfel. Und also stehen wir Schlange an der Höllentür.« Irina verschlingt mit großen Bissen alles, was Jurek aufischt. Kaspar Adler wird angst und bang: »Wer bist du?«⁷

⁷ Diese Erzählung gewann 2008 den 3. Preis beim Mont-Blanc-Literaturwettbewerb in Zürich und wurde Teil des Hörspiels Genossin Namenlos.



*2012 – Literarisches Colloquium Berlin
(Foto Barbara Dietl)*

Blaue Marzipanpferde

Viele Geschichten gibt es, muss nur ein Mensch zuhören und aufschreiben, auch diese: Auf einer Wiese, die bis in den Himmel sich erstreckt, steht eine schwarze Stute mit einem Schild um den Hals gehängt. Darauf ist zu lesen: Ich bin Frau Weiss.

Es kann aber auch alles ganz anders erfunden werden mit den Pferden, denn es gibt auch diese Geschichte in unserer Familie, die ich vor meiner Geburt träumte: Das Pferd des Handlungsreisenden Wohlrath galoppiert auf den Freitagnachmittag nach Ratibor. Es will sich vergnügen, kauft fröhlich ein Bündel Mohrrüben, ein Kilo Würfelzucker und schlabbert den Marktbrunnen aus.

»Das kannst du nicht machen«, sagt eine ältere Frau.

»Das Wasser gehört uns allen.«

»Die Zeiten gibt es nicht mehr«, antwortet das Pferd freundlich. »Fragen Sie den Handlungsreisenden Wolrath. Die Zeit der Hoffnungen ist vorbei. Was er verkauft, kauft man ihm nur aus Mitleid und der Erinnerungen wegen ab. Oder die Ladenbesitzer stecken ihm Geld zu, damit er schnell geht, der Jude.«

»Was sind das für Zeiten, wo man nicht nur das kauft, was man braucht?« fragt die Frau.

»Das sind die Zeiten, wo eine ältere Frau wie Sie mit einem Pferd wie ich am öffentlichen Brunnen von Ratibor, kurz vorm Schabbes, der nicht stattfindet, spricht und erwartet, dass das Pferd antwortet.«

Viele Geschichten gibt es, muss nur ein Mensch zuhören und aufschreiben. Die Uhr schlägt elf Mal, die Stunde ist geschenkt, also erzähle ich diese Geschichte:

Es war an einem Ersten des Monats, als die Frau des Konditors und Herstellers von Konfekt und Patisserien aller und feinsten Art Egon Hurgarowitsch, eines der aus

blaufärbtem Marzipan kunstvoll geformten Pferde in ihren Händen zerquetschte.

»Meine Liebe«, fragte Herr Hurgarowitsch besorgt, »was ist? Gefallen dir meine Marzipanpferde nicht mehr? Schmecken sie dir nicht mehr?«

»Doch«, sagte die Frau des ersten Konditors am Marktplatz. »Aber ich möchte ein lebendes Pferd.«

Da seufzte Hurgarowitsch unhörbar leise und formte Tausende seiner kleinen blauen Marzipanpferde, verkaufte sie in alle Welt und wurde ein reicher Mann – vorübergehend, denn er investierte viel Geld in sein kleines Geschäft und verschwendete noch bessere Zutaten, ohne die Preise entsprechend zu erhöhen. Seine Frau verließ ihn, weil sie ein lebendes Pferd reiten wollte und weil ihr das Formen tausender kleiner blauer Marzipanpferde und der Rücklauf des Geldes zu lang gedauert hatten.

Die Frau reiste ans Mittelmeer, saß in Cafés herum, schlürfte große Portionen Café Liegeois, zündete jeden Tag der Schwarzen Madonna von Les Saintes Maries de la Mer zwei Kerzen an, eine für sich und eine für den unbekanntesten Reiter, der sie auf seinem Pferd entführen sollte. Aber wenn sie von ihrem französischen Kaffee aufschaute, sah sie alberne junge Männer, braunglänzende flirtende Frauen, Mädchen mit ihren Eltern und ein graues Mittelmeer. Die Wildpferde trieben sich in den Sümpfen herum, die Stiere langweilten sich in Gattern und warteten dort auf ihre aussichtslosen Kämpfe in Arles.

Frau Hurgarowitsch fuhr wieder nach Hause. Eine lange Eisenbahnfahrt gen Osten. Als sie den Laden betrat, seufzte ihr Mann, der erste Konditor am Marktplatz, unüberhörbar leise: »Meine Liebe, ein Verhältnis hat sich ergeben, mit der Verkäuferin aus dem Haushaltswarenladen. Sie hilft mir beim Formen der Marzipanpferde.«

Da weinte Frau Hurgarowitsch über ihr verlorenes Unglück und suchte sich Arbeit.

Nun war es Egon Hurgarowitsch, der zur Erholung gen Westen und ans Mittelmeer fuhr, in die Stadt der Toten Seelen, nach Aigues Mortes. Von den hohen Wehrmauern sah er das Meer funkeln, die Camargue und die weißen Flecken der Salzberge. In den dunklen, nie von der Sonne beschienenen Gassen hörte er die Männer schwatzen, die Touristen um die Preise von Muscheln und getrockneten Seeigeln verhandeln und beim Menu abends auf dem Platz sah er die Paare lächeln.

So viel Leben, dachte Hurgarowitsch, so viele Hoffnungen auf einen Vorteil, einen Gewinn, eine Illusion. So viel Mühe sich zu freuen in den Gesichtern.

Da fuhr er nach Hause, suchte seine Frau und entschuldigte sich und sein Verhältnis.

Blaue Marzipanpferde formte Egon Hurgarowitsch nur noch zu Ostern, ein großes für seine Frau, siebenundzwanzig kleine für alle Verwandten. Aber die Geschichte geht noch weiter:

Still und vergnügt arbeitete Egon Hurgarowitsch eines Sonntagmorgens in seiner Konditorei: Er mischte ein neues Eisparfum. Als seine Frau den Laden betrat und ihn küsste.

»Was sollen die Leute denken, wenn sie uns sehen?« seufzte Herr Hurgarowitsch leise, aber unüberhörbar.

»Dass ich dich liebe!« antwortete Frau Hurgarowitsch, die von ihrer Großmutter den Vornamen Henriette, aber nicht deren Verstand bekommen hatte. »Oh«, sagte Egon Hurgarowitsch und sein weicher Mund formte sich unter dem kleinen schwarzen Schnurrbart zu einem kleinen runden Kreis. Voller Eifer begann er, ein neues Eis zu mischen. Baiser wird er die rosafarbene Mischung nennen und das Rezept Frau Hurgarowitsch schenken.

Was hatte er ihr nicht alles schon geschenkt: Mit Konfitüre gefüllte Nachbildungen ihres Hauses aus Hefeteig,

meterhohe Zuckerhasen, Weihnachtsmänner aus weißem Nougat, Pistazientörtchen, Engel aus Zuckerwatte und ein Osterhasenorchester, geformt aus Melasse, bemalt und sitzend auf feinsten Trüffeln. Begeistert war Frau Hurgarowitsch nie. Sie sagte in der Regel danke, stellte die Gabe beiseite, ließ die Verwandten davon naschen und erwähnte sie nie wieder. Wohin all die angefressenen Weihnachtsmänner und Hasen verschwanden, wusste Herr Hurgarowitsch nicht. Zum kommenden Osterfest wollte er endlich eine gelungene Überraschung, eine, die vielleicht seine Frau ihn wieder küssen ließ.

Am Ostersonntag rief Frau Hurgarowitsch vergebens nach ihrem Mann. Er blieb spurlos verschwunden. Was sie fand, war – mitten im Wohnzimmer – ein mannshohes schlichtes weißes Schokoladenei, verziert mit einer roten Schleife und einem Zuckerherz. Sie runzelte die Stirn, ging in den Laden, bediente die nach Mandeltorten, Mazzekrimsel und Pessachkuchen Schlange anstehende Kundschaft und ärgerte sich über ihren Mann. Als dieser endlich halb nackt und verschwitzt kam, fragte er seine Frau: »Meine Liebe, bist du glücklich mit mir?«

»Ja«, sagte Frau Hurgarowitsch. »Durchaus, mein Lieber. Langsam werden wir zusammen älter.«

»Gibt es etwas, was du dir wünschst?« fragte der Konditor, der ihr nicht eingestehen mochte, dass er nur mit einer Bäckerhose bekleidet in dem Ei auf seine Erlösung gewartet hatte. Dass seine Frau an der Schleife zog, das Zuckerherz berührte, dann wäre Egon Hurgarowitsch aus dem Schokoladenei auferstanden. »Was wünschst du dir?« fragte er noch einmal.

Frau Hurgarowitsch antwortete nicht gleich, wollte sich besinnen, da überreichte der seine Frau über alles liebende Egon Hurgarowitsch ein Einhorn, geformt aus rotem Marzipan. Und Frau Hurgarowitsch brach in Tränen aus. Beide standen sie in ihrem schönen Laden,

weinten und die Kunden schlichen leise davon. Es war das letzte Ostern und Pessach vor dem zweiten großen Krieg und dem nicht aufhörenden Morden. Die deutschen Arier hatten beschlossen, dass sie die Welt beherrschen und alle Juden umbringen wollten. Ein Plan, der sehr vielen Ariern sehr gut gefiel und Vorteile versprach. Zumindest kurzfristig.

Das Pferd des armen und kranken Handlungsreisenden Friedrich Wilhelm Wohlrath, das in der Szerokastraße zu Krakau um sein Überleben und zum Vergnügen aller auf den Tischen tanzte, wurde Weihnachten 1940 von deutschen Soldaten gesattelt, die abwechselnd auf ihm nach Osten ritten. Verborgen im Schnee fraßen sie das Pferd bei Stalingrad auf.

Die Frau von Egon Hurgarowitsch, dem Konditor und Erfinder der blauen Marzipanpferde und der aus rotem Marzipan geformten wohlklingenden Spieluhren, die ihr Leben lang Sonntag für Sonntag mit ihm haderte, wenn er die Töne mit rosig geblähten Wangen und einer Piccoloflöte aus Schokolade in die Spieluhren blies, verließ ihn ein zweites Mal mit all ihren Hoffnungen auf ein Leben ohne Marzipan und kam weinend wieder, kein neues Glück hatte sich gefunden, nur ein Liebhaber für wenige Nächte, und Herr Hurgarowitsch formte für sie das größte goldene Osterei und wieder schimpfte sie ihn aus, warf ihm vor, dass er hinter ihrem Rücken lebte, wann immer sie sich umdrehte.

So suchte Egon Hurgarowitsch sich eine Geliebte am anderen Ende der Stadt, aber der Weg zu seiner Bäckerei war zu weit, der Atem für seine Schokoladenflöte geriet ihm zu kurz und so viel Zeit ging verloren. Also schlief er wieder in seinem Hause und ließ sich beschimpfen. Und wenn er sein Gesicht abwandte, dachte er gerne heimlich, träumte er sich seine Frau, eine, die Spieluhren liebte, Zuckermelassen, blaue Marzipanpferde und die Flöte blasen konnte, Schokoladenflöte.

In Theresienstadt spielte Egon Hurgarowitsch auf der Flöte, bis er verhungert war. Und seine Frau haderte noch immer mit ihm und tauschte die Flöte gegen ein Stück Brot. So spielte ein Fremder das letzte Lied für Egon Hurgarowitsch, dann aß er die Schokoladenflöte auf und seine Frau weinte bitterlich, über sich weinte sie und ihre Verlassenheit, denn sie vermisste ihren Mann und sie vermisste sich.

Immer wenn die Uhr um Mitternacht elf Mal schlägt und Gott eine Stunde verschenkt, kommen die blauen Marzipanpferde aus den Ecken und Winkeln, in denen sie sich während der beiden deutschen Diktaturzeiten verborgen gehalten haben, dann tanzen sie auf den Tischen, essen heimlich schlesische Weißwürste, fahren mit der Straßenbahn und erzählen sich Geschichten aus dem alten Europa, als in der Szerokastraße in Krakau noch drei Pferde im Schneeregen standen.

»Tanzen wird uns keiner sehen wollen«, sagte das älteste Pferd.

»Seit wann kannst du tanzen?« fragten die anderen beiden Pferde.

»Kann ich ja nicht, so wenig wie ihr. War nur eine Idee.«

»Dann bist du ab dieser Stunde unser Gelehrter. Sag uns, wann werden wir Futter bekommen?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete das gelehrte Pferd.

»Dann sag uns wenigstens, wie lange sind wir unterwegs? Rechnen wirst du doch können.«

»Seit alles begann«, sagte das Pferd und trabte die Szerokastraße im Schneeregen auf und ab.

»Er kann doch tanzen, der Lügner«, sagte eines der Pferde. »Er ist kein Gelehrter.«

»Aber er hat so geredet.«

Und die blauen Marzipanpferde erzählen sich Geschichten aus dem neuen Europa. Von einem Pferd, das Weihnachten 1989 aus purem Vergnügen mitten in Berlin auf

der Mauer tanzt. Die Offiziere des blauen Systems fürchten diplomatische Verwicklungen, telefonieren und faxen mit ihren Vorgesetzten. Äußerste Wachsamkeit wird allen westalliierten Truppen anbefohlen und Urlaubsanträge nicht bewilligt.

Die Offiziere des roten Systems fürchten kapitalistische Verwicklungen, erhöhen die Wachbereitschaft von fünfundachtzig auf neunundneunzig Prozent und flüstern mit ihren Vorgesetzten, die wiederum mit ihren Vorgesetzten Stunde um Stunde stille Post spielen, bis keiner mehr weiß, was wer gesagt hat und einer sagt: »Ja, sofort«, womit er etwas meinte, was keiner wusste.

Das Pferd tanzt und wiehert unbekümmert. Die roten Grenzsoldaten füttern es mit Mohrrüben der LPG Thälmann, die blauen Soldaten mit Mohrrüben der Warenhauskette KaDeWe. Das Pferd weiß nicht, auf welche Seite es sich schlagen soll, aber der Jubel auf beiden Seiten der Mauer wächst und das gefällt dem Pferd, also bleibt es auf der Mauer.

Und wenn die geschenkte Stunde verstrichen ist, es zwölf Mal Mitternacht schlägt, verschwinden die blauen Marzipanpferde wieder in ihren Verstecken und erinnern die vielen Geschichten, damit ich sie aufschreiben kann.⁸

⁸ Erstmals gedruckt in *Fortgesetzter Versuch, einen Anfang zu finden. Ausgewählte Texte zum 1. Literaturpreis des Freien Deutschen Autorenverbandes* (München 2005).

Landschaft zu besichtigen

für Familie Uhlending und Viktoria

Sommerlang saß ich mit meiner Mutter an der Grenze zwischen Ost und West. Die blaue Luft zum Atmen gab es nicht. Die Grenze war dunkel, die Luft schwarz und die Vögel tot. Meine Mutter weinte. Tag für Tag, dann fuhren wir zurück. Hinein in den Westen, weg von der Grenze. Sie in ihre Ehe, ich mit ihr. Keine Dritte im Bunde, ich das Kind. Sie das ältere Kind und ich als ihre Mutter. Geht ja alles.

In diesen Sommern an der Grenze zur Tschechoslowakei winkten an manchen Tagen die patrouillierenden Soldaten; sie erkannten uns wieder; sie langweilten sich zwischen den schlampigen Verhauen aus rostigem Stacheldraht und dem leer geräumten stoppeligem Wiesenland. Sie kickten mit den Stiefelspitzen in die Grasbüschel, sie schossen in die Luft, sie taten ihren Dienst schlecht und nicht recht; anders als im Harz, hinter Hamburg an der Elbe, an der aufgeteilten Ostsee, an der deutschen Zonengrenze; da trieb Eifer, Ernst und Rechthaberei auf beiden Seiten die Grenzaufrüstung voran. Noch ein Schutzwall, noch ein verminter und sauber geharkter Sandstreifen, noch eine vergitterte Sicherheitszone. Da gingen ein Volksarmist, ein Hund und ein Grenzzoffizier hinter dem anderen, wer kontrollierte da wen, wer wollte auf wen schießen? Und immer diese finsternen Blicke und Warnrufe. Diese tiefe Missgunst im Gesicht.

In diesen Sommern dort an der Grenze weinte meine Mutter, da fragte sie: »Sollen wir zurückgehen? Kind, sollen wir nach Leipzig zurückgehen?« Das Kind sagte manchmal ja und manchmal nein; es wusste ja, dass seine Antworten keinerlei Folgen hatten. Abends verließen die Mutter und das Kind ihren Platz vor der Grenze und gingen in die billige Pension zurück; die Mutter legte sich erschöpft schlafen oder weinen, und das Kind aß

beide Portionen der fett glänzenden Rühreier mit Pfifferlingen. Dann schlich das Kind zur Grenze zurück, weil es hoffte, später, wenn der Tag kohlrabenschwarz dunkel ist, wenn alle Sterne vom Himmel gefallen sind, wenn die toten Vögel schlafen, dann gehen die Soldaten nach Hause. Aber nie kann das Kind lang genug im feuchten Gras hocken und den fremden Wörtern der Männer lauschen, denn es muss ja zurück sein, bevor die Mutter aufwacht. Und die Mutter wacht immer in der Nacht auf, irgendwann in der Schwärze und sagt: »Wenn ich zurück in die Idastraße könnte!« Oder sie sagt: »Ich will nach Hause, nach Leipzig. So schlimm war es nicht. Unter den Kommunisten verhungert auch keiner.« Aber dann fällt ihr wieder ein, dass sie mit den Papieren der Claire Wegscheiter ausgereist war, dass sie eine Republikflüchtige ist. Dass der Rest der Verwandtschaft, der Rest, der entweder vor den Faschisten nicht hatte fliehen müssen oder die wenigen, die aus der Emigration zurückgekommen waren, schon genug Schwierigkeiten und Ärger durch ihre Flucht hatten. Vorher durch ihre Anwesenheit, jetzt durch das unerlaubte Verlassen der Deutschen Demokratischen Republik. Die Fünfziger Jahre waren in der DDR kein Zuckerlecken für Christen und Juden, Bürgerliche und auch nicht für diejenigen, die nicht an die Sprüche auf den roten Bannern glauben konnten, weil sie das Leben in der antifaschistischen Bauauf-Republik als eine Beleidigung menschlicher Intelligenz betrachteten: »Leistung der Besten – Maßstab für alle.« Oder die hübschen Reime: »Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen!« – »Auch ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein.« Missernten, Mangel und die unüberwindbare Grenze waren Ergebnisse dieser besten Leistungen ohne Gott. Lieber hundertmal mit der Partei irren, als sich einmal gegen sie stellen. Das war die Devise

der meisten, die sowieso nichts anderes als Diktatur kennen gelernt hatten. Erst Hitler, dann Stalin und Co. Also machten die einen in den Westen, die anderen emigrierten ein zweites Mal und einige wenige in der Verwandtschaft hofften darauf, dass die Partei nicht Recht behielt und der Spitzbart endlich verschwand. Alle Schnauz- und Spitzbärte. Und alle Kämpfe endlich aufhörten. Rassenkampf, Endkampf, Klassenkampf, Klassensieg, Klassenmacht – immer und immer wieder mit den kleinen Bürgern, die sich zum besseren Leben hin reckten und streckten, die anerkannt sein wollten. Zwölf Jahre Diktatur, ein paar Jahre Durcheinander und Hunger und schon ging es wieder los. Stehschritt, Schutzwall, Kontrollorgane und Staatssicherheitsdienst in jedem Treppenhaus und Hinterhofklo. Siegen lernen. Nachbarn und Verwandtschaft denunzieren. Geht ja alles. Geht immer weiter. Gut gelernt.

Sechzehn Jahre war ich alt und fuhr mit Medikamenten für meinen Onkel das erste Mal in die DDR, zurück nach Hause, nach Leipzig. Bebra war die Grenzstation. Letzte Kontrolle auf der Westseite, dann zog die Dampflok die Waggons ins Niemandsland zwischen Soldaten mit Gewehren und Schäferhunden bei Fuß. Ein Soldat, ein Gewehr, ein Schäferhund, auf beiden Seiten des Zuges. Ruppige Frauen in Uniform wiesen uns aus dem Zug. Wir sprangen auf den Schotter, den Schäferhunden vor die Pfoten, dann gingen wir im Gänsemarsch an der Soldatengewehrreihe vorbei zu den Baracken. Wir wurden in kleine Gruppen aufgeteilt, die Ausweispapiere kassiert. Wir wurden einzeln in Kabinen gewiesen, wir mussten uns ausziehen, uns wurde durch die Haare gegriffen, zwischen die Beine, Geschrei gab es, Beschuldigungen. Einige wurden von Grenzbeamten in andere Baracken gezwungen.

Durch die beschlagenen Fenster hindurch sah ich die starre Reihe der Soldaten und Schäferhunde. Jeder Waggon wurde mit Hunden und Taschenlampen von allen Seiten abgesucht. Ich durfte mich wieder anziehen, ein letztes Mal verglichen die Kontrollorgane meine vor der Reise aufgelisteten Angaben, was ich bei mir hatte, was ich einführte in die DDR, mit den Habseligkeiten im Koffer, dann wurde ich in einen anderen Raum geführt und nach meiner Mutter und der Verwandtschaft ausgefragt. Auch nach der in Kanada, England und anderswo, nach Menschen, die ich noch nie gesehen hatte. »Ich war ein Kind«, sagte ich. »Und jetzt?« fragten sie. »Jetzt will ich nach Hause.« Aber was wussten diese Grenzwächter von meiner Sehnsucht und meinem jüdischen Unglück.

Nach zwei Stunden Kontrollen durften wir wieder zwischen den Soldaten und Schäferhunden zum Zug gehen, alle auf einmal und im Gänsemarsch. Kein Wort. Nur der Atem der Hunde. Alle und vollzählig waren wir nicht mehr. Die Frauen hatten Gepäck aus dem Zug geworfen und zu den Baracken gebracht. Es gab Reisende, die durften die demokratische Republik nicht betreten. Die Medikamente für meinen Onkel hatte ich im Gepäcknetz unter einem Schal und Vesperbrotten liegen lassen. Sie waren noch da. Sie einzuführen war verboten, obwohl mein Onkel sie lebensnotwendig brauchte und es in der DDR keine vergleichbare Arznei gab.

Leipzig Hauptbahnhof, der große schöne Bahnhof, grau und schwarz, wie die ganze Stadt. Ich begriff es nicht. Viele Straßennamen hatten gewechselt, kein Augustusplatz mehr vor der Oper; wer wollte, konnte an jeder Straßenecke kommunistische Geschichte lernen oder das, was der Staatsrat dafür hielt. Im Schaufenster eines Bäckermeisters war ein einziges graues Kastenbrot dekoriert. Aber drinnen im Laden gab es keine Brote. Nach-

mittags um drei. Nur eine unwirsche Frau und den Bescheid, dass es nichts mehr gäbe. Nichts. Nein, weder Kuchen noch Brot.

In dem kleinen Lebensmittelladen in der Idastraße war nichts, was ich kaufen wollte. Kein Kaffee, kein Kakao, keine Wurst, kein Obst, kein Duft, keine Farbe, alles Mögliche von Kein. Ich war enttäuscht, weil mir von Onkel und Tanten immer erzählt worden war, welche Köstlichkeiten im Kolonialwarenladen meiner Großmutter verkauft wurden, vor 1940: Essiggurken aus dem Fass, duftender Kaffee, Tee aus Indonesien, Kakao und Zimtstangen, Salz, Zucker, Nudeln, Gries aus Schubladen, Lakritze und Schokolade und an einer zweiten Theke gab es Käse, Schinken und Würste, Eier, an manchen Tagen sogar frische Rollmöpfe und Räucherfisch. Ich war enttäuscht und traurig.

Die Idastraße stank nach Schwefel. Die Idastraße war trostlos. Viel trostloser als in meiner Leipziger Kindheit. Viel misstrauischer, geduckter. Verkommen, trotz der schönen großen Häuser aus der Gründerzeit. Meine Tante listete akribisch auf, was es alles zu wenig oder nicht gab. Nicht nur in diesem Laden nicht, sondern in Leipzig und im Umland nicht. Eine endlose Liste von Gibt-es-nicht.

Mein freundlicher, mein lächelnder Onkel Jakob, der aus der Emigration, aus England zurückgekommen war und bis zu seinem Tod hinter der Mauer weggesperrt blieb, erzählte mir von der Welt. Von Stockholm und Paris, von Liverpool, Manchester und der Isle of Man, auf der er interniert war. Und er nannte mir die Namen der Hauptstädte aller Länder: Reykjavik, Delhi, Wellington, Rangun. Langsam sprach er die Namen aus und erzählte von scharfen Düften, von Safran und Seide, von Ocker und Wüstensand, von maurischen Schlössern und Holzintarsien, vom Schmecken und Riechen, vom Kosten, vom Spüren der vielen verschiedenen Winde.

Ein Mistral, ein Schirokko, der Blutregen und der Böhmereggen. Ich sah und hörte und schmeckte die Welt. Damals in diesem grauen Leipzig.

Mein Onkel arbeitete bis zu seinem Tod in einer dreckigen Lagerhalle, in der es nie das gab, was zur Reparatur der kaputten Lastwagen gebraucht wurde. Davon hat er mir nicht erzählt, da lächelte er, wenn ich fragte und sagte: »Sie werden alle keinen Anteil an der kommenden Welt haben. Nicht hier und nicht dort.«

Er hat mir auch nichts vom Lager Buchenwald erzählt, in dem er zwei Monate eingesperrt war, ehe er in die Niederlande und auf eine Fähre nach Dover fliehen konnte. Davon habe ich erst nach seinem Tod erfahren. Geht ja alles. Geht gar nicht. Geht traurig.

Dreiunddreißig Jahre war ich alt und fuhr auf der Transitstrecke nach Berlin. Als das Schild Leipzig kam, bog ich ab. Geht doch. Weit kam ich nicht, die Abfahrt hinunter, dann war ich eingekreist von Volkspolizisten. »Ich will nach Leipzig«, sagte ich. Sie kontrollierten meinen Pass. Ich schrie die Männer an; einer hielt den Zeigefinger vor seinen Mund. Ich war still. Sie eskortierten mich zurück auf die Transitautobahn. Der eine sagte: »Versuchen Sie es nie wieder.« Geht eben doch nicht alles. Geht traurig.

Jedes Jahr fuhr ich mehrmals nach Berlin, auf der Autobahn durch die endlosen Kontrollen. Marienborn, nach Stunden weiter. Langsam fahre ich, als wären Leipzig und die DDR dann näher bei mir. Als wäre ich dort auf der Transitstrecke Zuhause, als wäre ich dann weniger traurig und weniger wütend. Als wäre ich nicht zwischen den beiden deutschen Staaten jahrelang verloren gegangen.

Wenn ich mit dem Zug fuhr, wagte ich die Beschimpfung der Kontrollorgane. Bis sie einmal von mir genug hatten, meinen Pass behielten und mich aufforderten,

mit ihnen den Zug zu verlassen. Ich saß in ihren verkommenen Baracken, trank diesen blau schimmernden ranzigen Kaffee. Bis sie mich in den nächsten Zug setzten. Hinaus aus der DDR. Zurück nach Münster, zurück in die Stadt, in die ich mit zwanzig Jahren gekommen war. Noch nie war ich vorher in Münster, in Westfalen gewesen, dem einzigen Flecken Land, den ich nicht kannte. Wo niemand aus der Verwandtschaft je hin geflohen oder geflüchtet war. Vielleicht waren sie auf dem Weg nach Amsterdam und Ostende durchgereist, ich weiß es nicht.

Als Kind stand und ging ich herum in Leipzig und Ostberlin, in Hamburg und Kiel, in Harlem und Boulogne-sur-Mer, in Liverpool und Baden-Baden, später dann am Bodensee, wieder in Hamburg, in Tübingen. Und Verwandte, die ich nicht kannte, gab es an vielen Orten in der Welt: in Nordamerika und England, in Schweden, den Niederlanden und Burma. Begriffen habe ich dieses Durcheinander erst sehr spät, und auch warum es ab 1940 keinerlei Fotografien mehr gab von dem Leben dieser großen Berliner-Leipziger Familie. Sie war Geschichte geworden, sie war ermordet worden, es gab sie nicht mehr. Ging ja alles. Das ging.

Mit einem Koffer habe ich auf dem Domplatz in Münster gestanden, vor der Universität, vor dem Bischofspalais, dem abgesperrten Nonnenkloster, dem mächtigen Dom. Und geheult habe ich. Ich war so fremd und allein. Aber nur ein paar Tage, dann studierte ich mit anderen Fremden, dann demonstrierte und hakete ich mich unter mit anderen, dann kochte und übernachtete ich mit anderen in unserem Institut, dann schlich ich mit anderen Fremden durch die Keller der Universität und über die Dachböden, dann war das meine Universität. Und mein Platz vor dem Dom mit den großen alten

Bäumen. Und meine Institutsbibliothek: Es gab so vieles, was ich wissen wollte – in so vielen Fächern. Es war mein Kopf.

Achtundfünfzig Jahre war ich alt und hockte mich einen Sommer lang im Wendland, an der Elbe, in der Prignitz, auf die verlassenen Todesstreifen. Die Wende war gewesen, die Mauer und Absperrungen weg. Nur die Panzerplatten lagen, nur die Landschaft; die Gedanken waren noch geteilt. An einigen Stellen standen im Gebüsch weiße Holzkreuze mit Namen, vertrocknete oder frische Blumen lagen im Gras. Da war einer der Flüchtenden von den Grenzorganen erschossen worden. Das war Geschichte und in den Dörfern schwiegen die Leute über diese Grenzvorfälle.

Es gab Bauernschaften, da war der Stacheldraht während eines Hochzeitsfestes mitten durch die Feiernden gerollt worden. Geht ja alles. Schämte sich keiner. War mal wieder deutsche Pflicht zu gehorchen. War angeordnet worden. Familien trennen, Land einzäunen, auf Menschen schießen.

Im Himmel über mir zogen Kraniche, Störche schwebten über die Felder, aber die Vögel waren immer noch tot. Die blaue Luft zum Atmen gab es nicht. Die Luft auch am Tage und in der Sonne schwarz, dort über den Panzerplatten, zwischen Wachtürmen, dort an der Elbe, an dieser Grenze, die unsere Familie ein zweites Mal trennte, so dass keiner mehr eine Verwandtschaft hatte. Aufdividiert hatten die Diktaturen diese große Familie: in Juden und Arier, bourgeoise Tunichtgute und Arbeiter, in Kapitalisten und Sozialisten, in Bürger der DDR und Republikflüchtlinge.

Einen Sommer hockte ich da und atmete die schwarze Luft auf den Todesstreifen. Dann bin ich nach Hause gefahren, westwärts. Nach Westfalen. Von dem flachen Elbland, vom Heidefeld über die Teutoburger Waldberge, von Osnabrück den langen Hang hinunter in die

Tiefebene, ins Münsterland hinein. Ins rote Klinkersteinland, mit den Gräftenhöfen und Burgen und Schlössern der Amtsmänner, mit den Kuhwiesen und Pferdewiesen, in das Land der Apfelbaumchausseen und Krüppelweidendämmen, in die Nebelschwaden, ins Kirchenland, zum Dom, zu den Krummstäben und den Wiedertäufern, zum alten und neuen Kanal, ins Moor, in den Sand, an die Ems, ins Drosteland.

Da bin ich Zuhause – in diesem stillen Land, dicht an den Grenzen nach anderswohin. Da komme ich gerne an – nicht in der Idastraße. Nicht in Leipzig. Und doch höre ich den Zügen nach, den Schiffsirenen der Schleppkähne, die zwischen Berlin und Rotterdam pendeln. Und doch muss ich immer wieder über Grenzen, anderswohin. Aber ich lebe hier, in der münsterländischen Oase, ein wenig abseits – ich lebe geborgen im Drosteland.

Und ich höre zu. Denn Hörensagen bestimmt das Erzählen. Und die Erinnerungen. Ohne Erinnerungen gibt es keine Zukunft. Ohne Geschichten und Ohrenzeugen keine Geschichte. Wie es gewesen sein könnte, wenn wir gehört und geredet und gehandelt, wenn wir unsere Geschichten erfunden hätten. Ich erzähle, was war und was sein könnte, wenn es geschähe. Ich kann sagen und denken, was ich will. Ich lebe hier. Mit meinem Kopf. Und in diesem Drosteland.

Eine alte Berliner Stadtfahne mit dem Bären hat mein Cousin im fernen Kanada, in Montreal, in seinem Arbeitszimmer hängen. Da kann er mir viel erzählen, dass die Welt schön ist und er gerne in Sambesi gearbeitet hat. Und in Peru, und in Belgien. Und in Kanada. Die Wunde ist offen. Seine Eltern mussten aus Berlin fliehen, aus Deutschland. Und ich – habe eine alte DDR-Fahne in der Ecke stehen. Geht ja alles. Geht traurig.

Die Sternenseherin

So legt euch denn ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns Gott! mit Strafen,
Und lass uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbarn auch!

Marie hörte die Worte, aber sie sah niemanden. Da summte und sang eine Frau das Abendlied der Sternenseherin Lise. Oder war es Lise selbst, die irgendwo hinter Marie im Dunkeln stand und ihr Lied sang: Ich werf mich auf mein Lager hin und liege lange wach. Und suche es nach meinem Sinn, und sehne mich danach.

Marie stand an der Bushaltestelle und fühlte sich, als würde der Bus, auf den sie wie jeden Abend wartete, niemals kommen. Als stünde sie mit der Sternenseherin Lise allein an dieser Straßenecke und schaute zu, wie der Linienebus ohne sie abfuhr. Wie sie hinterherschaut. Wie das Wasser von den Reifen auf ihren Mantel spritzte. Sie sah ihr Spiegelbild in den Busfenstern vorbeigleiten. Sie sah die Fahrgäste im Inneren, wie sie Zeitungen aufschlugen, ihren Kaffee tranken, Musik hörten oder sich unterhielten. Sie erkannte ihre Kolleginnen aus dem Supermarkt, ihren Chef, den Anwalt aus der Kanzlei von gegenüber. Sie winkte, aber niemand sah sie. Marie rief. Der Bus fuhr den Hügel hinunter, vorbei an der Waschanlage. Längst geschlossen. Vorbei an der Tankstelle. Vierundzwanzig Stunden geöffnet. Marie hatte sich schon oft gefragt, wer nachts um drei dort tankte. Wie immer bremste der Fahrer am Ende der Straße, ehe er links auf die Hauptstraße Richtung Innenstadt abbog. Die Bremslichter leuchteten zweimal kurz auf, dann war der Bus verschwunden. Ihr Bus, mit dem sie jeden Abend nach Hause fuhr. Marie, Archäologie studiert, abgebrochen, zuständig seit zwei

Monaten für das Einräumen der Regale in der Frischeabteilung. Von Butter bis Käse. Von bretonischen Biohühnchen bis Seranoschinken. Acht Stunden lang behielt sie alle Kühlregale und Tiefkühltheken im Blick und bestückte sie mit neuer Ware. Zeichnete aus, sortierte, holte Ware aus dem Lager. Fror und schwitzte. Immer freundlich, niemandem im Weg. Marie hatte keine Ahnung, wo und wie das enden sollte.

Dann saget, unterm Himmelszelt,
Mein Herz mir in der Brust:
Es gibt 'was Bessers in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust.

Marie hörte die Worte, aber wo versteckte sich die Sängerin Lise? Und wo war ihr Bus? Warum stand sie an der Haltestelle und hatte dem Bus nachgesehen? Wo waren all die anderen, die sonst mit ihr warteten? Marie reckte den Hals, schaute in den Himmel: Werfen die Sterne Schatten? Sie wusste es nicht. Und sie sah auch nicht, wie die Sternenseherin Lise sich neben Marie stellte: Warten Sie auf den Bus?

Ja, sagte Marie erschrocken. Und sah die Kegel der Scheinwerfer oben auf der Straße. Ich bin neu hier, sagte Lise. Meine erste Fahrt heute. Mein erster Tag. Ich bin für die letzte Kasse zuständig. Die an der Wand. Springerin. Der Bus kroch durch den Regen. Schnaufend öffneten sich die Türen. Marie und die fremde Frau stiegen ein. Marie erschrak: Sie waren die einzigen Fahrgäste. Die Türen schlossen sich mit einem Knall. Maria schaute nach draußen. Da standen ihre Kolleginnen, lachten, redeten. Der Anwalt aus der Kanzlei von gegenüber. Marie schlug mit der Hand gegen die Scheiben.

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk getan

Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Lise sang leise und setzte sich neben Marie. Wo fahren wir hin, fragte Marie. Sterne werfen Schatten, antwortete Lise. Deshalb müssen wir einen Umweg machen.

Der Himmel färbt sich

über der See rosa. Am Morgen. Ich renne los. Immer am Wellensaum entlang. Wie im Film. Wind im Gesicht, warme Sonne. Die Möwen segeln, ihre Schwinge werden in der aufgehenden Sonne vergoldet. Sie stürzen herab, um aus dem Schaum der zurückfließenden Wellen kleine Schalentiere aufzupicken. Ich laufe, grüße die herumstreunenden Hunde und Herrchen, ältere Ehepaare, die ihre Mützen tief über die Ohren gezogen hatten. Die See beginnt, in der Sonne zu glänzen. Ich gehe am Wellensaum, dann wechsele ich hoch zu der dunklen Reihe, die der Sturm in der letzten Nacht liegen ließ. Algen, Tiere, Müll, Holzstücke, glatt geschliffene Scherben. Meerglas. Die Whiskyflaschen, die Arzneiflaschen. Über Bord geworfen. Kristallgläser von der Titanic. Das Glas von Schiffslaternen. Ich suche rote und grüne Scherben. Ich suche Bernstein. Immer entlang des Saums. Ich finde einen Pass, gültig. Auf den Namen Rosa Miller. Die Fotografie, die Daten verwischt. Sie sieht mir ähnlich. Nein, ich sehe ihr ähnlich. Meiner Großmutter. Dieser Emma Clara Rosa. 1889 geboren. Das Dokument wurde abgestempelt in Leipzig. Gültig bis 2020. Habe ich ein Glück. Ich muss nicht zum Fotografen. Ich habe ein gültiges Papier. Mich gibt es.

Immer weiter entlang des dunklen Saums aus Algen, vom Wind aufgespült. Die Planung der unmöglichen Reisen

beginnt in den dunklen Ecken der Sehnsucht, in der Wiege des Herzens. Die Möwen gleiten über die Uferklippen. In der Ferne stehen blaugrüne Kiefern windschräg am Hang. Der Geruch von Meerwasser, Seetang und Fisch. Boote tuckern weit draußen in der Bucht. Angler, Fischer. Alte Männer. Mit der Fischerei lässt sich kein Geld mehr verdienen. Die großen Krabbenkutter drängeln sich in den niederländischen Häfen, schon lange weg von der Ostsee. Die Fischer mit den kleinen Booten können nicht überleben. Die Zeiten sind vorbei. Alles muss groß.

Die Bernsteine sind hier seltener als an den polnischen Stränden. Ich finde einen Hühnergott, schwarz weiß. Jetzt habe ich alles, was ich brauche. Pass, Gold und Schutz. Ich laufe am Wassersaum zurück. Ich bin morgen. Die Augenblicke bewegen sich wie Packerisschollen. In Richtung der besten Welt, die niemand will. Sie ändern sich nicht, ich nicht und die Menschen nicht. Wir nicht. Wir inszenieren Verhängnisse. Jeder für sich und alle gemeinsam. Alle geplanten und inszenierten und versäumten Verhängnisse ergänzen einander. Bis endlich das große Unglück als unerwartete Katastrophe hereinbricht und auch mir die Tränen in die Augenwinkel laufen, obwohl ich doch weiß, dass ich mit meinen kleinen Schandtaten beitrage zum Großen und Ganzen. Aber jetzt besitze ich einen Pass, Gold, Glas und Schutz und plane meine unmöglichen Reisen. Akribisch in einem Weltatlas und auf Erdkugeln im Internet, hineingeschrieben in Notizbücher, geträumt. Übertragen auf Karteikarten. Jetzt beginnen die Planungen für meine unmöglichen Reisen und Verhängnisse. Schluss mit den Konjunktiven und Träumereien.

Ich werde auf einer gestrichelten Linie von Halifax aus Grönland durchqueren, auf der Victoria Insel in der Cambridge Bay im Süden landen. Ich werde die Nordwestpassage durchfahren. Ich kenne dort jeden Weg und

die Geschichte aller Forscher. Jeden Schritt von Roald Amundsen und Stefanssons entlang der Küste. Ihnen folgten, so wie es sein muss, umgehend die ersten Handelsposten der Hudson's Bay Company. Die unvermeidlichen Verhängnisse verstörten das Leben der Inuit. Ich werde durch meine Reise und meine Schritte einen weiteren Teil dazu beitragen. Und sei es auch nur in Gedanken. Ich habe Gold, Pass, Glas und Schutz. Ich habe Landkarten voller gestrichelter Linien. In meinem Kopf ist der Himmel und ich hüpfte wie als Kind von der Erde in die Hölle und rette mich in den Himmel. Hüpf. Und sei es auch nur in Gedanken. Ich bin da. Darauf einen Dujardin, sagten die Erwachsenen früher. Später tranken sie Jägermeister. So oder so blieben sie Zuhause. Nachdem sie im Zweiten Weltkrieg genug von der Welt und den Verhängnissen gesehen hatten. Die Farben der Länder auf der Weltkugel und in den Atlanten interessierten die Wenigsten.

Ich gehe auf den Flur, öffne die Tür und laufe entlang meiner gestrichelten Linien. Nordwestpassage. Victoria Island. Erde. Ein zwei drei vier fünf sechs sieben acht neun, hüpf. Hölle Himmel. Und zurück. Hüpf. Ich renne los.

Nachwort

»Aber Leben besteht nicht nur aus Alltag, aus Bewältigung von Aufgaben in vorgegebenen Ordnungen; Leben ist die Phantasie als Realität, ist Traum. Träume überleben jede Realität. Träume existieren in einer Zeit, die sich nicht in Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart verbraucht. Träume sind nicht abhängig von Sieg oder Niederlage. Träume müssen keinen Nutzen erfüllen. Geld plus Zeit ergeben Zinsen als Teil eines möglichen Gewinnes, obwohl die Zeit in der Natur gegeben ist und keinem gehört. Träume sind das Reservoir für nie sich erfüllende Utopien in einer Traumzeit, in einer nicht zu berechnenden, nicht planbaren Zukunft.«

Solche Hoffnung stellte J. Monika Walther 2002 ihrem Prosaband *Wir werden wie die Träumenden sein. Eine Landsuche in Deutschland* voran und begab sich mit dieser Blickrichtung auf die Suche nach der verlorenen und auch verschwiegenen Geschichte des jüdischen Zweigs ihrer Familie, den im »Dritten Reich« ermordeten und in alle Welt verstreuten Angehörigen – und vor allem nach der eigenen Identität. »Ich bin Jüdin in einer Nichtidentität«, hat sie 1995 gesagt, als sie bewusst begann, sich an ihre Wurzeln heranzutasten, die ihr Leben, unbewusst, schon immer geprägt haben.

J. Monika Walther ist eine Nachgeborene, eine Angehörige der sogenannten zweiten Generation, die unmittelbar 1945 geborene Tochter einer Mutter, die Shoah und KZ überlebte, die die Erinnerungen an einen Abschnitt der eigenen und auch der Lebensgeschichte der Tochter bis zu ihrem Tod verweigerte oder zumindest darüber schwieg. Und doch weist die Identitätssuche der Tochter über diese weißen Flecken hinaus, die Realität der deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte bildet einen weiteren Hintergrund der Suche der 1945 in Leipzig Geborenen und der fast unüberwindlichen Hindernisse.

»Das Nazi-Regime verbannte und ermordete, aber es war das ›neue‹ Deutschland, dass sie alle gründlich in der Vergessenheit hielt. Ein Schlussstrich wurde vom Nationalsozialismus und den nachfolgenden deutschen Staaten gezogen unter gelebtes jüdisches Leben, unter kulturelle Selbstverständlichkeiten, auch unter die, die als Jude nicht jüdisch lebten, sondern deutsch, links, in Leipzig, protestantisch, national gesinnt, mit Heimatliebe als Seelenverfassung, mit Pessach und Tannenbaum, antisemitischem Selbsthass und der Begierde geliebt zu werden, wenigstens anerkannt.«

Ein Unterdrücken des Erinnerns, das einer in Leipzig, in Ostdeutschland Nachgeborenen das Aufspüren der jüdischen Familiengeschichte und der eigenen Identität weiter erschwerte.

Auf ihrer rastlosen Suche nach Heimat und Identität ist J. Monika Walther eines Tages erst in der Universitätsstadt Münster, dann in einem Dorf in Westfalen angekommen und beschloss, die Gefilde der Annette von Droste-Hülshoff als ein Stück Heimat zu adoptieren, dem sie allerdings, wann immer es ihr zu eng erscheint, in ihr Schreibhaus in den Niederlanden entfliehen kann.

Der Prosaband *Das Gewicht der Seele*, den ich 2009 herausgeben durfte, bietet nicht nur einen Streifzug durch die Identitätssuche der Autorin, sondern auch einen intensiven Einblick in die Entwicklung und folgerichtige Fortführung eines weiblichen Schreibens, das im Zuge der 68er begann und die damals postulierte und heute so leichthin abgelehnte *écriture féminine* noch immer stützt. J. Monika Walther geht mit Bestimmtheit davon aus, dass Frauen anders schreiben als Männer. Auf dem 6. Autorinnenforum in Rheinsberg 2007, das sich mit der Radikalität und Poesie weiblichen Schreibens beschäftigte, hat sie dies so begründet und formuliert:

»Den Dichterinnen, den Schriftstellerinnen, den Frauen fehlt es oft an Selbstbewusstsein, sie zweifeln, wollen es

allen recht machen – und es entsteht Mangel. Und Angst. Die Erwartungen der Gesellschaft an Männer, an Frauen unterscheiden sich grundsätzlich – bis heute. Und Frauen beginnen gerade erst und endlich Netzwerke zu ihren Gunsten zuknüpfen. Ach so ist das also. Ja, so ist das also. Ja, es gab und gibt die Unterschiede, wie Frauen, wie Dichterinnen leben ohne Musen und Tragetiere, oft ohne stützende Liebe oder ohne förderndes gesellschaftliches Umfeld. Im männlichen Blick immer wieder als Verrückte oder Fräuleinwunder der Dichtung benannt, das bekamen vor wenigen Jahren einige der Popliteratinnen und Schriftstellerinnen in die Rezensionen hineingeschrieben. Elementare Unterschiede also in der Wahrnehmung, in der Menge der zugeordneten Stipendien, der Preise, der Öffentlichkeit, der Wichtigkeit, auch der Darstellung gibt es bis heute.« [...]»

»Aber es gibt ja noch mehr Unterschiede: Nicht nur im Leben, in der Ökonomie und wie Schriftstellerinnen wahrgenommen werden, welchen Platz sie bekommen, sondern was und wie sie schreiben. Nicht nur dass alles ein bisschen länger dauert: bis eine Kronauer den Büchnerpreis bekommt oder Friederike Mayröcker, und eine Aichinger wird ihn einfach nicht bekommen, obwohl sie eine der bedeutendsten deutschsprachigen Autorinnen ist. Nein, nicht nur das: Schriftstellerinnen schreiben eine grundsätzlich andere Literatur. [...]

Auf der breiten Straße des realistischen Erzählens, der Preise, Podien und Proklamationen ziehen die Männer ihres Weges, die Frauen haben sich zurückgezogen in Hamburger Dachstuben oder polnische Datschen, in dunkle Kinosäle oder Pariser Exilquartiere, in einsame, windgepeitschte Landhäuser oder Wiener Zettelberge. So lassen sich dann auch schwer Netzwerke knüpfen. So aber entsteht eine Literatur, die die Welt begreift und durchdringt, denn diese Weltverlorenheit ist auf keinen Fall mit

Weltlosigkeit zu verwechseln. Nein, bei den Schriftstellerinnen verbinden sich Kunst und die Lust an der Weltaneignung mit der Gier nach immer neuen Details und der Sehnsucht nach Auflösung des Stofflichen.«

Und das gilt eben auch für ihr eigenes vielfältiges Werk. Die Anklänge an die weibliche Tradition, insbesondere an Virginia Woolf, wie Elisabeth Roters-Ullrich aufgezeigt hat, an Emily Dickinson, Rahel Varnhagen, Else Lasker-Schüler oder eine (in manchen Texten auch explizit präsente) Annette von Droste-Hülshoff, um hier zumindest einige wenige zu nennen, sind aber nur eine Facette, daneben wirkt etwa auch die angelsächsische Tradition der crime short story nach und so vieles mehr; die Bandbreite ist groß.

In J. Monika Walthers Lyrik und Prosa begegnet man ihnen immer wieder aufs Neue, den realen und fiktiven Figuren, Metaphern und Bildern, die die Identitätssuche dieser Autorin transportieren. Sind sie nun an die Wirklichkeit angelehnt oder doch ganz und gar fiktiv, und wenn, wie viel davon ist Wahrheit, wie viel Dichtung, wie viel Traum? Ist das hier nicht doch autobiografisches Schreiben? Die Fragen bleiben im Raum stehen und spielen letztlich doch gar keine Rolle ...

Ihre aktuelle Arbeit beschreibt die Autorin – und hier schließt sich der Kreis – als einen letzten Versuch, die Geschichte ihrer Familie anhand von fast wahren Geschichten zu erzählen: *Fluchtlinien. Wie sich die Welt in Innen und Außen teilte* nennt sie den Prosaband, der 2023 erscheinen wird.

Im Laufe unserer langen Zusammenarbeit habe ich J. Monika Walther gleich mehrfach vereinnahmt, zuerst als westfälische Autorin während der Arbeiten am *Westfälischen Autorenlexikon*, bei denen wir uns kennengelernt haben, dann als jüdische Autorin für das Projekt *Jüdische Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Westfalen* und zuletzt als feministische Autorin, und sie immer in irgendwelche

Schubladen und Fächer gesperrt, die solche Projektarbeit zwangsläufig nach sich zieht, denen allen sie doch mit Leichtigkeit wieder entfliehen kann. Ich hoffe, sie wird es mir nicht verübeln, denn die Summe ihrer Werke beweist ja, dass es keine passenden Schubladen und Etikettierungen für ihre Vielfalt und Vielschichtigkeit geben kann.

»Mir ist die ungestillte und unstillbare Sehnsucht geblieben dazugehören zu wollen. Zu einem Ort, einer Landschaft, einer Familie, einem Menschen. Das ist die verletzbare Stelle meines Lebens. Und in diesem Punkt bin ich immer verführbar und erpressbar geblieben. Genug ist nie genug und die Ratio verliert seit Kinderzeiten gegen alle Selbstrechtfertigungen. [...] Ich lausche jedem Zug sehnsüchtig nach, als führe er dorthin, wo ich hin müsste. Ich schaue gern in die Ferne, übers Meer, an die anderen Ufer. Wenn ich reise, bin ich neugierig auf der Suche und mit ganzem Herzen und Kopf unterwegs. Und habe doch das Gefühl im falschen Zug zu sitzen und dass mit jeder Station die Rückreise länger wird. Aber das ist eine alte jiddische Geschichte. Es geht immer um den Weg und nicht um das Ziel.«

In den fast 60 Jahren ihrer literarischen Arbeit haben die Veröffentlichungen von J. Monika Walther großen Anklang bei der Literaturkritik und breite Aufmerksamkeit gefunden. Über ihre Rundfunkarbeit, heißt es etwa in einer Besprechung des ersten Hörspiels *Das weiße Zimmer* (1982) von Hans-Peter Beyenburg: »Die sprachliche Sensibilität, mit der die Autorin diese eher alltäglich als außergewöhnlich anmutende Geschichte vermittelt, ist bemerkenswert. Die Dialoge, einfach und genau, die reproduzierten Floskeln, die in einer Ausnahmesituation, die Sprach- und Hilflosigkeit aller Betroffenen um so deutlicher zum Ausdruck bringen, sowie die Unsentimentalität

der Sprache werden durch die gute Sprecherwahl (besonders durch Liane Hielscher als Maria und Hansjoachim Krietsch als Georg) und die einfühlsame Regiearbeit Ursula Langrocks überzeugend und beklemmend zugleich umgesetzt. Dort wo dem Hörer über eine vordergründige Identifikation mit der Mutterfigur kritische Einblicke in die Scheinkommunikation dieser vom Alltag überrollten (normalen?) Familie ermöglicht werden, liegen die Qualitäten dieses Hörspiels. Die Aufrechterhaltung von Pflichtbewusstsein und Pflichterfüllung, jene totale Funktionalität, die der Sicherung des Erarbeiteten und Erreichten gilt, wird wie der bedingungslose Fleiß, der Voraussetzung für eine materielle Geborgenheit gewesen ist, aus subtile Weise als Ursache für den Verschleiß an Zärtlichkeit, Einfühlungsvermögen und Verständnis entlarvt.«

Über das Hörspiel *Katzenschießen* (1999) schrieb Matthias Schünemann: »Mama, warum bin ich auf der Welt?« Verzweiflung spricht aus dem Satz der elfjährigen Alice. Eine Antwort wird ihr zunächst nicht zuteil, so lange zumindest wie sie nicht selbst eine Antwort zu geben weiß. Denn ihre Mutter, egoistisch und lebensunfähig, kümmert sich nicht um die seelischen Belange ihrer kleinen Tochter, die sie in Zeiten der Einsamkeit als Liebesobjekt missbraucht, ansonsten aber links liegen lässt: »Ich habe vergessen, warum es dich gibt.« Entfremdung und der Wechsel der Identitäten sind die Themen dieses Hörspiels der in Leipzig geborenen Autorin J. Monika Walther. Alice, die dem Hörer sowohl als Mädchen (Dorothea Sell) wie auch als erwachsene Frau (Jutta Hoffmann) begegnet, kennt kein Leben in geordneten Bahnen. Seit sie denken kann, ist sie auf der Flucht. Von ihrer Mutter (Gisela Uhlen) wird sie von einem Ort zum anderen geschleppt. Die Mutter taugt als Fixpunkt für das Mädchen ebenso wenig wie die wechselnden Ersatzväter. Einer davon ist ein Karussellbesitzer (Ernst Jacobi), der die Mutter ehelicht, aus Mitleid: »Kommen Sie her, sie Sternträgerin. Ich heirate

Sie! Was mein ist, gehört auch Ihnen.« [...] Ohne Zweifel geht es um die Flucht: nicht die einmalige Flucht über eine politische Grenze, nicht die kleinen Fluchten aus dem Alltag, sondern um Flucht als Dasein, als einzig mögliche Reaktion auf das Krisenhafte der Existenz. »Deine Mama flieht immer, kleine Alice«, sagt der Karussellbesitzer, »sie flieht immer in eine andere Welt. 1940, 1961, 1990. Aufwärts. Aufwärts. Immer und immer.«

Und Anne Dessau über das Hörbuch *Thomas Mann. Ein Leben* (2008): »Eindrucksvoll wird die Beziehung der Brüder Heinrich und Thomas erzählt. Anfangs einander nah, gehen sie auf Distanz, verlieren sich in völliger Abneigung. Ihre tragische persönliche Geschichte ist auch ein Stück Zeitgeschichte. Eine vielseitige Scheibe. Thomas Manns Werke werden mit herausragenden Beispielen markiert, Texte professionell zitiert. Hans Peter Hallwachs spricht den Part des Dichters wohlthuend zurückhaltend.«

In einer Rezension zu *Das Gewicht der Seele* (2009) ordnet Michèle Minelli die Prosaarbeiten ein: »J. Monika Walther hat eine phantastische Art, in einzelnen Strichen ein ganzes Innenleben zu charakterisieren. Es ist schon erstaunlich, mit wie wenigen Worten die Schriftstellerin ihre Zeichen setzt und wir wissen: aha, so einer ist das also. Oder so eine. In einer für ihren Stil bezeichnenden Treffsicherheit greift sich Walther jene Spezifität eines Menschenlebens heraus, die unmittelbar zum Kern der Sache führt. Sie macht in den Facetten das Wesentliche sichtbar, erlaubt es, in Falten und Fältchen zu schauen, und obwohl diese wie flüchtige Notizen auf Zetteln wirkende Sätze auch alle zu derselben Geschichte gehören könnten, tun sie es nicht. J. Monika Walther fächert das Leben ihrer Protagonisten immer wieder neu auf, lässt Tiefe und Tiefen erkennen, ob denen einem schwindlig wird. [...] Mit dem Lesebuch *Das Gewicht der Seele* ist der deutschen Schriftstellerin J. Monika Walther das große Kunststück gelungen, Panorama- und Lupenblick zugleich zu bieten.

Vielleicht auch, weil sie selber gelernt hat, mit eigenen Widersprüchlichkeiten umzugehen. [...] Da ist eine, die genau hinsieht. Eine, die die Intrigen des Lebens, geboren aus materiellem Elend und Sinnsuche erkennt und sie punktgenau beschreibt ohne zu werten. Das zu lesen tut mitunter weh, ist aushaltbar nur durch die stille Hin-nahme, Annahme.«

Ebenso Undine Marion Pelny, sie schreibt über *Goldbroiler oder die Beschreibung einer Schlacht* (2013): »Selten findet man diese (ostdeutsche) Tragödie so minutiös, so detailliert, so lebensnah beschrieben. Und in allem erweist sich J. Monika Walther zum wiederholten Male als eine große Erzählerin – schonungslos, manchmal brutal und doch fast zärtlich im Umgang mit ihren Protagonisten, niemals voyeuristisch, niemals wertend. ›Wir müssen wahre Sätze finden«, hat Ingeborg Bachmann einmal gesagt. J. Monika Walther hat wahre Sätze gefunden und ein Buch geschrieben, das mehr über die Folgen eines gesellschaftlichen Umbruchs erzählt, als in jedem Geschichtsbuch steht.«

Exemplarisch für eine Einordnung der Gedichtbände bewertet Elisabeth Roters-Ulrich *Windblüten Maschendraht* (2012) auf *fixpoetry*: »J. Monika Walther schreibt eine sozial engagierte Poesie. [...] Es ist eine Lyrik, der das Erinnern immanent ist, das Aufspüren dessen was war und der Narben von Wunden, die gerade erst verheilt sind oder nie richtig verheilen werden. Das Augenscheinliche ist ein Idyll unter dessen dünner, fragiler Oberfläche das Verderben lauert, das sich tief in die Seele frisst. Die Kriegsbilder sind stets präsent wie eine schimmernde Zeitfolie die sich über eine Landschaft legt, in der der Regen längst alles Blut gewaschen hat: ›Die Soldaten senken ihre Arme. Die Nelken sind rot« heißt es in ›Himmelsleiter‹ während das stakkatohafte, bedrängende Gedicht ›Himmelfahrts-

transport: den ganzen Irrsinn des Hitlerkrieges in knappen Versen durchexerziert, von denen jeder einem Schuss gleicht, der nie verhallen.«

Oder etwa Walter Gödden über *Querfeldein* (2006): »Das Schöne an diesen Gedichten ist ihre Unangestrengtheit. ›Ich schreibe mich auf‹, heißt es an einer Stelle und um nichts anderes geht es: um Erinnerungen und die kleinen Utopien, die das Leben erträglich machen. Das lyrische Ich weiß, worauf es sich verlassen kann, Farben, Gerüche, elementare sinnliche Eindrücke.«

Aus einer Rezension des Gedichtbandes *Abrisse im Viertel* (2015) von Sylvia Tornau: »J. Monika Walthers Gedichte sind eine Einladung zu Wachsamkeit, zu Liebe, zum reisenden Blick auf Gewohntes, Eigenes, Fremdes. Sie sind eine Einladung. Beim Lesen bin ich plötzlich zu Hause im Unbehausten, lehne mich zurück und fühle. Was war, was ist, was mag noch kommen. Da ist nichts geradliniges, weder im weiß, grau, schwarz und schon gar nicht im bunt. Das ist nichts Einfaches. Eines überlagert das Andere und das wird wieder überlagert von etwas Neuem, aus dem Alten geboren. Geradlinig ist bei dieser Autorin nur der Schmerz, der alte und der neue und der geht Hand in Hand mit gelebter Lebenswahrheit. Mit ihren Gedichten klopft die Autorin ans Eingemachte und weckt damit die schlafende Neugier und die verborgene Leidenschaft fürs Sein.«

Volker Jakob über *Am Weltenrand* (2017): »Es geht um ihre Beobachtungen damals und heute und immer um den Versuch, das Leben poetisch zu formulieren. Das alles vermischt sich hier zwischen zwei Buchdeckeln, in ungewöhnlichem Format und großzügig gesetzt, gedruckt auf weichem, anschmiegsamem, altmodischem Papier. Es ist ein Genuss, dieses schöne, kluge Buch in die Hand zu nehmen und zu lesen.«

Und abschließend Claudia Marcy über den aktuellen Band *Nachtzüge* (2021): »Leichtes Gepäck sollte derjenige

mitnehmen, der sich in die *Nachtzüge* der in Hiddingsel lebenden Autorin und Lyrikerin J. Monika Walther setzt. Also keine randvoll mit Erwartungen vollgepackten Koffer. Nicht mal eine Handtasche. Vielleicht nur einen Schal, so wie das namenlose Ich im Gedicht ›Mein Leben‹. Dann können die Expeditionen wohl am besten gelingen, zu denen der 148 Seiten starke, im Geest-Verlag erschienene neue Gedichtband Walthers auffordert. Denn wer sich auf die Reisen in den *Nachtzügen* einlässt, auf Gedanken- und Wortspiele, auf die manchmal nur mit einzelnen Begriffen skizzierten Impressionen aus dem Abteil, von Bahnhöfen, von Landschaften, auf die flüchtigen Begegnungen mit anderen Menschen oder Lebensentwürfen, der wird am Ende mit einem ansehnlichen Bündel an Eindrücken, Gedanken und Anregungen aus dem Abteil klettern und wieder auf dem Bahnsteig stehen. [...] *Nachtzüge* sollte, dem Titel zum Trotz, wohl am besten nicht beim Reisen, sondern in der Ruhe und Stille gelesen werden. Vor dem inneren Auge des Lesers entfaltet sich eine vielschichtige Welt, manchmal bunt, manchmal dunkel getönt. ›Wer bin ich wo?‹ heißt es in einem Gedicht. Eine Frage, auf die sich einige, aber keine endgültigen Antworten finden lassen.«

Biobibliographie

J. Monika Walther, 1945 in Leipzig geboren, stammt aus einer jüdisch-protestantischen Familie und ist in Leipzig, Berlin und kreuz und quer in der ganzen Westrepublik aufgewachsen: in Friedrichshafen am Bodensee, mit Blick auf den Säntis, Hamburg, Gernsbach im Schwarzwald (da lernte sie das Buchhalten von ihrer Tante Hannah), Boulogne-sur-Mer, Tübingen und Heilbronn. Sie studierte in Münster und Berlin. Nach einem Diplom in Pädagogik, Erwachsenenbildung und einem Magister in Publizistik, Psychologie und Geschichte promovierte sie in Kommunikationswissenschaften. Zudem gab es längere Auslandsaufenthalte in Spanien, Portugal und Israel. Seit 1966 lebt J. Monika Walther im Münsterland und den Niederlanden/Fryslân. Sie arbeitete als Taxifahrerin, Kinokassiererin, Lektorin, Literaturkritikerin, Lehrerin für Schüler und Erwachsene und seit 1976 als Schriftstellerin: Lyrik, Prosa und Hörspiel. 1977 nahm sie am Steirischen Herbst in Graz zum Thema Weibliches Schreiben teil, gemeinsame Lesungen mit Christa Wolf und Erich Fried. Sie gründete zwei Verlage (Verlag Frauenpolitik und tende, zusammen mit A.V. Uhlending), war viele Jahre als Jurorin (wie im Künstlerdorf Schöppingen) tätig und organisierte mehrere bundesweite Hörspielseminare. 1995 gründete sie mit Elisabeth Roters-Ullrich vom Literaturbüro Ruhr das *Rheinsberger Autorinnenforum*, eine Veranstaltung mit Symposien und Workshops, die seit 2000 auch einen eigenen Literaturpreis an jeweils mehrere Autorinnen verlieh. Als Trägerverein wurde 2006 die *Autorinnenvereinigung e.V.* ins Leben gerufen, die im Folgejahr das 6. Forum in Rheinsberg und Berlin veranstaltete, in Zusammenarbeit mit dem Literaturbüro Ruhr, dem Frauenkulturbüro NRW und dem P.E.N.-Zentrum und gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren,

Frauen und Jugend, der Robert Bosch Stiftung, der Kulturstiftung NRW sowie den Landesregierungen von Berlin und Brandenburg. Zehn Jahre und neun Monate bestand eine schriftstellerische Zusammenarbeit mit Vibeke von Saher. Von 1995 bis 2006 war J. Monika Walther zudem Dozentin für Medienpädagogik an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf. Für ihre schriftstellerische Arbeit wurde sie vielfach ausgezeichnet, erhielt Stipendien, Preise und Auszeichnungen. Heute ist sie eine »der bekanntesten deutschsprachigen Hörspielautorinnen« und ihre Arbeitsliste enthält mehr als achtzig Hörspiele, Hörbücher, Bearbeitungen und Features. Sie ist Mitglied (Vorstand) in der Autorinnenvereinigung e.V. und im Verband deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller.

Auszeichnungen (Auswahl): Förderpreis des Landes Baden-Württemberg (1970) – Lyrikpreis Saarbrücken (1974) – Förderpreis zum Literaturpreis des Landes NRW (1982) – Stipendien des Auswärtigen Amtes (1993 und 1997) – Slabbesz der Internationalen Hörspieltage (1993 für *Metula – Lebenszeichen aus der letzten Welt*) – Arbeitsstipendien des Landes NRW (1995 und 1998) – Stipendien der Filmstiftung NRW (1996 und 1998) – Slabbesz der Internationalen Hörspieltage (1998 für *Katzenschießen*) – Stipendium des Künstlerhofes Schreyahn (2000) – Stipendium der Stiftung Kunst und Kultur des Landes NRW (2000) – Slabbesz der Internationalen Hörspieltage (2001 zusammen mit Vibeke von Saher für *Geliebter Cupido*) – Stipendium im Künstlerhof Cismar (2002/2005) – Preisträgerin beim Literaturwettbewerb 2005 der Gesellschaft zur Förderung Westfälischer Kulturarbeit/GWK – Kulturpreis der Stadt Leeuwarden (2006) – Stipendium der Bosch Stiftung (2006) – Preis der Westdeutschen Lottogesellschaft (2007, für *Schiffsvogel*) – Montblanc-Bolero-Shortstory-Preis (2008, für *Himmel*)

und Hölle) – Stipendien des Baltic Centre for writers (Visby 2008, Långasjö, 2009) – Stipendium des International writers and translators house in Ventspils/Lettland (2010) – Arbeitsstipendium des Landes NRW (2011) – Literaturstipendium 1. Friedrichskooger Koogschreiberin (2012) – Stipendium des International writers and translators house in Vilnius, Litauen (2014) – Writer in Residence der Franz-Edelmaier-Residenz für Literatur und Menschenrechte in Meran (2017) – Projektstipendium des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen (2021).

Publikationen (Auswahl): *Die Reise nach. Balladen*. Münster: Verlag Frauenpolitik 1973 – *Auf der Reise nach. Münster: Frauenpolitik* 1976 – *Ein paar Dinge, von denen ich weiß. Gedichte und Bilder*. Berlin: Karin Kramer 1977 (mit Jörg Burkhard, Harry Oberländer) – *Verlorene Träume. Geschichten nach dem Hochzeitslied*. München: Frauenbuch 1978; erw. Taschenbuchausgabe: München: dtv 1984; 2. Aufl. 1987 – *In der Traumwäscherei ist Arbeit. Gedichte*. Frankfurt/M., Dülmen: tende 1990 – *Die Traurigkeit nach dem Singen*. Roman. Frankfurt/M., Münster: tende 1983 – *Aida, die Spielerin. Geschichten von Träumen, Ängsten, Glück und einer Katze*. Würzburg: Edition Pestum im Arena-Verlag 1988 (=Erzähler-Bibliothek) – *Zeit für Zukunft*. Erzählung. Berlin: BFS Edition 1993, 1997 – *Wir werden wie die Träumenden sein*. Leipzig: Mariannenstrassen Verlag 2002 – *Querfeldein*. Gedichte. Vechta: Geest-Verlag 2006 (mit CD) – *Goldbroiler oder die Beschreibung einer Schlacht*. Eine Kriminalgeschichte. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2009 – *Das Gewicht der Seele*. Erzählungen. Paderborn: Mentis 2009 – *Windblüten Maschendraht*. Gedichte. Oelde: Vorsatz-Verlag 2012 – *Sperlingsommer*. Erzählungen. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2012 – *Nelly Dujak & Maxie Miller. Die Mongolen sind weg*. München: BookRix 2013

– *Kommissar Simonsberg ermittelt am Rande der Welt: Die vier Dithmarscher Fälle*. 1. Fall. EBook 2013 – *Goldbroiler*. Kriminalroman. EBook Orange Cursor 2013 – *Sperlingsommer*. Erzählungen. EBook Orange Cursor 2013 – *Windblüten Maschendraht*. Gedichte. EBook Orange Cursor 2013 – *Himmel und Erde*. Kriminalroman. Gerlingen: KSB-Media 2014 – *Tödliche Stiche. Um Seelen neigen zu sehen*. 248-Short-Thrills. Norderstedt: BoD E-Short 2014 – *Kommissar Simonsberg ermittelt am Rande der Welt: Die vier Dithmarscher Geheimnisse*. Zweiter und Dritter Fall. E-Book 2014 – *Abrisse im Viertel*. Gedichte 2010-2015. Mit Fotografien von Henning Berkefeld. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2015 – *Am Weltenrand*. Prosa mit Fotografien von Henning Berkefeld. Vechta: Geest-Verlag 2017 – *Bloody Mary*. Eine Booksnacks-Kurzgeschichte. Stuttgart: dp Digital Publishers GmbH 2017 – *Tschüssikowski*. Eine Booksnacks-Kurzgeschichte. Stuttgart: booksnacks 2017 – *Als Queen Elizabeth II. Schnaps im Hafen von Marné trank*. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2018 – *Der Mann ohne Hände*. Kriminalroman, zusammen mit Monika Detering. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2020 – *Dorf – Milch und Honig sind fort*. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2020 – *Nachtzüge. Gedichte und gefundene Zettel*. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2021 – *Fluchtlinien. Wie sich die Welt in Innen und Außen teilte*. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2023.

Seit 1964 zunächst journalistische Veröffentlichungen u.a. in *Konkret*, *Das neue Deutschland*, dann literarische Veröffentlichungen in Funk, Anthologien und Literaturzeitschriften wie *Die Horen*, *Kürbiskerne* u.a. sowie mehr als 300 Beiträge und Erzählungen in Anthologien, Jahrbüchern wie der Anna-Seghers-Gesellschaft, Sammelbänden, Zeitungen und Literaturzeitschriften sowie verschiedene Essays zur Geschichte des Hörspiels – u.a. *Herz in*

Stücken, in: *Liebe und andere Gründe zu morden*. Hrsg. Jakob M. Soedher, Augsburg 2007 – *Landschaft zu besichtigen*, in: *Westfälische Lebensstationen. Texte und Zeugnisse jüdischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus Westfalen*. Hrsg. von I. Nölle-Hornkamp und H. Steinecke. Bielefeld: Aisthesis 2007 – *Blaue Marzipanpferde*, in: *Jüdisches Kulturerbe in Westfalen. Spurensuche zu jüdischer Kultur in Vergangenheit und Gegenwart*. Hrsg. von Hartmut Steinecke und Iris Nölle-Hornkamp. Bielefeld: Aisthesis 2009 – *Werthaltungsanalyse publizistischer Aussagen* (zusammen mit Winfried B. Lerg, ein Fundstück von 1969), in der *Festschrift für Arnulf Kutsch*. Leipzig, Bremen 2009.

Herausgaben (Auswahl): Zuerst die Literaturzeitschrift *Mamas Pfirsiche* (Münster: Verlag Frauenpolitik 1973-1978) und die Protokolle, eine Reihe von Anthologien und Lesebüchern in verschiedenen Verlagen; danach: Louise Michel: *Memoiren*. Münster: Verlag Frauenpolitik 1977/1979 (Hrsg.: J. Monika Walther, Übersetzung Claudine Acinde) – *Tende-Almanach* 1981. Dülmen: tende 1981 – *Diese Alltage überleben*. Lesebuch 1945-1984. Frankfurt/M.: tende 1982 – *Lesebuch Zukunft* 1981-2001. Frankfurt/M.: tende 1984 – *Festessen mit Sartre und andere Sonntagsgeschichten*. Dülmen: tende 1996 (mit Karl-Heinz Jakobs) – *Grenzlandschaften oder die Wut der Schafe*. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2016.

Rundfunkarbeiten: Erzählungen für den Rundfunk (Auswahl): Erzählung für den SFB/Passagen: *Der siebte Kontinent* (SFB 1989); *Landsuche* (SFB 1990); *Ein blankes, reines Deutschland* (SFB 1991); *Sherryglas und Suppenschüssel* (SFB 1992); *Tollkirschen oder von den Grenzen des Gewissens* (SFB 1992 und BBC 1994; auch in: *Pcetera*, Literaturmagazin 1995 und 1998 und auf CD/Diskette); *Sonntags. Eine Straße in Deutschland* (SFB 1993); *Klassentreffen*

(SFB 1993); *Jetzt sind wir da, wo du warst. Eine Reise von Königsberg nach Aachen* (SFB 1996) – *Familienfest*. Erzählung (1996 für den MDR geschrieben und gelesen; abgedruckt 1995 als Sonntagsgeschichte im *Neuen Deutschland*, ausgewählt von Karl-Heinz Jakobs) – *Wir werden wie die Träumenden sein* (1996 für den WDR geschrieben und gelesen) – Kindergeschichten für den Rundfunk (Auswahl, u.a. für »Ohrenbär«): *Träumviels Reisen ins Morgenland* (SFB, MDR, NDR, WDR 1991 und 1995) – *Fantomine und ihre Freundinnen* (SFB 1992 u.a.) – *Lililaut und ihre tausend Fragen* (SFB 1992, u.a.) – *Die Spaghettibande* (SFB 1993, u.a.) – Hörspiele (Auswahl): *Das weiße Zimmer* (WDR 1982; erstes Hörspiel, Regie Ursula Langrock) – *Archivars Traum* (WDR 1983; Regie: Klaus Dieter Pittrich) – *Der Ausflug* (SFB 1984; Regie: Peer Raben) – *Ankunft in Hollywood* (SFB 1985; Regie: J. Monika Walther) – *Dezemberfrühling* (Radio Bremen 1986; Regie: J. Monika Walther) – *Fluchtlinien* (SFB 1988, WDR, NDR; Regie J. Monika Walther) – *Die Befragung* (SFB 1991; Regie: Anette Jainski) – *Hiddingsler Zeiten* (WDR 1991) – *Metula. Lebenszeichen aus der letzten Welt* (WDR 1993, BBC und ins Flämische übersetzt 1994 und 1995; Regie: Klaus Mehrländer) – *Mitwicker Land* (WDR 1993; Regie: Georg Bühren) – *De drie olen Damen un de frömde Chinees*. Niederdeutsches Hörspiel (NDR/RB 1994; Regie: W. Rahtjen) – *Die drei aollen Damen un de früemde Chinese*. Niederdeutsches Hörspiel (westf. Fassung; WDR 1994; Regie Georg Bühren) – *Goldbroiler oder Die Beschreibung einer Schlacht* (NDR 1995; Regie: Barbara Plensat) – *Panbas. Eine ländliche Familienserie*. Sechs Hörspiele (WDR 1995-1997; Regie: Georg Bühren) – *Ein Fest in Lissabon* (WDR 1996; Regie: Klaus Mehrländer) – *Katzenschiessen* (NDR 1997; Regie: Barbara Plensat) – *Stühletanzen oder die Reise nach Jerusalem* (WDR 1998; zusammen mit Vibeke von Saher) – *Genossin Namenlos*

(WDR 1998; Regie Claudia J. Leist, geschrieben mit Vibeke von Saher) – *Milch und Honig sind weit, weit getragen* (WDR 2001) – *Schafszorn* (WDR 2004) – *Checkpoint Kirchplatz* (SR 2007, Regie: J. Monika Walther) – Seit 2008 freie Hörspielproduktionen wie *Ohröffner* (mit Amelia Deuchert u.a.) – im Hörmordkartell: *Das schöne Dorf; Halifax; Die toten Frauen; Kippers & Seville Orange* (gelesen von Jürgen Grunewald und Simone Tank) – Rundfunkfeatures (Auswahl): *Anne Frank* (WDR 1998; zusammen mit Vibeke von Saher, Regie: die Autorinnen) – *Charlotte Salomon. Leben? Oder Theater* (DR 1998; zusammen mit Vibeke von Saher, Regie: die Autorinnen) – *Die Musik hat uns das Leben gerettet. Die Jazzlegende Coco Schumann* (DR 1998) – *Aus der Welt schaffen. Das Handwerk des Tötens* (DR Berlin 1999; DR Köln; zusammen mit Vibeke von Saher, Regie: die Autorinnen) – *Getuschel im Treppenhaus. Ein Kaleidoskop alltäglicher Verrätereien* (DR Köln 1999, SWR 2000; zusammen mit Vibeke von Saher, Regie: die Autorinnen) – *Im Himmel ist Jahrmarkt. Die Dichterin Helga M. Novak* (SWR 1999, DR; zusammen mit Vibeke von Saher, Regie: die Autorinnen) – *Ein Dolch ohne Stiel, an dem die Klinge fehlt. Die Hühner des Fürsten Alexandrowitz Potjomkin* (WDR Köln 2001, Prix Europe 2001; zusammen mit Vibeke von Saher, Regie: die Autorinnen) – *Geliebter Cupido. Erotische Phantasien oder wie man die Wünsche beim Schwanz packt* (DR Berlin 2001; Regie: N. von Koslowski) – *Java, Europa, Scheveningen. Die Schriftstellerin Helga Ruebsamen* (SWR 2000, DR Berlin 2001; zusammen mit Vibeke von Saher, Regie: die Autorinnen) – *Alessandro Manzoni: Die Ökonomie der Liebenden* (SWR 2003) – *Heinrich Mann* (SWR 2003; 2004) – *Innerlich die Dame und der Herr bleiben!* (SWR 2003) – *Strange fruit. Billie Holiday, die Rosenbergs und der amerikanische Traum* (DR 2003; zusammen mit Vibeke von Saher, Regie: die Autorinnen) – *Thomas Mann* (SWR 2003; 2004) – *Wart meinen Tod ab und dann hör mich*

wieder. *Die Lebensart der Ingeborg Bachmann* (SWR 2003, mit Hannelore Elsner) – *Doch kann ich von den Schweinen nicht behaupten, dass es Menschen sind. Eine Schweinerevue* (DF 2003) – *Adolf und Ludwig. Zwei Linzer Realschüler erklären die Welt* (DR Berlin 2004) – *Bevor ich verloren bin, muss die Hölle sich öffnen wie eine rote Rose. Eurydike und der Mythos des Orpheus* (SWR 2004) – *Als ich auf die Welt kam und die Suche nach der Wirklichkeit begann. Familienfotos* (SWR 2004) – *Vor den Menschen soll man sich fürchten, immer. Louis-Ferdinand Céline, le docteur Destouche* (SWR 2005) – *Killing. Die neuen Kriege* (WDR Köln 2005 – Bearbeitungen: *James Hilton: Der verlorene Horizont*. Dreiteiler, aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet. WDR 2001 – *Alessandro Manzoni: Die Brautleute*. Dreiteiler, revidierte Übersetzung aus dem Italienischen und für das Hörspiel bearbeitet. WDR 2003 (2004 als CD im Audio Verlag erschienen) – Übersetzungen: *Metula – Lebenszeichen aus der letzten Welt*. Hörspiel 1993 (WDR 3; Regie: Klaus Mehrländer; 1995 BBC und Belgien (flämisch) – *Der siebte Kontinent. Erzählung* (gesendet vom SFB und der BBC) – *Tollkirschen*. Erzählung (SFB und BBC 1994) – Gedichtauswahl auf Litauisch, übertragen von Vytautas Karalius, 2006 – Arbeiten für den niederländischen Rundfunk (mit Vibeke von Saher, Regie die Autorinnen): *Charlotte Salomon. Ik heb het gevoelt alsof je de hele wereld in elkaar zou moeten zetten* (Humanistische Omroep NL 2001) – *Casino Casino. Morgen dan wordt alles anders!* (VPRO NL 2002) – *Strange fruit. Billie Holiday, de Rosenbergs en »The American Dream of Life«*, 2 Teile (Humanistische Omroep NL 2002).

Hörbücher: *Tollkirschen oder von den Grenzen des Gewissens* (Hörspiel für den SFB 1992, 1998 auf CD/Diskette) – *Die Verlobten von Alessandro Manzoni*. In der Bearbeitung von J. Monika Walther. Mit Anna Thalbach und Sylvester Grothe u.a. Audio-Verlag 2006 – *Querfeldein*.

Gedichte. Autorinnenlesung. Vechta 2006 – *Charlotte Salomon. Ik heb het gevoel alsof je de hele wereld in elkaar zou moeten zetten* (zusammen mit Vibeke von Saher; Hoorspelfabriek, Stiftung Dedicon und Stichtung Hoorspeel Nú 2007) – *Casino Casino. Morgen dan wordt alles anders!* (zusammen mit Vibeke von Saher; Hoorspelfabriek, Stiftung Dedicon und Stichtung Hoorspeel Nú 2007) – *Strange fruit. Billie Holiday, de Rosenbergs en »The American Dream of Life«*, 2 Teile (zusammen mit Vibeke von Saher; Hoorspelfabriek, Stiftung Dedicon und Stichtung Hoorspeel Nú 2007) – *Thomas Mann. Ein Leben*. Biografie 1 CD. Berlin: Argon Verlag 2008 (Sprecher: Frank Arnold/Hans Peter Hallwachs) – *James Hilton: Der verlorene Horizont*. Dreiteiler, aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet. Pidax 2016 – *Und alles lebt, was einst mit mir hier lebte – Westfälische Heimat – Jüdische Nachbarn*. Audio CD mit Begleitheft. LWL Landesmedienzentrum Münster 2014.

Theater: *Walzerträume* (Berlin 1978) – *Die Geißeln* (Bremen 1980) – *Der Grenzer* (Köln 2004) – *Die Reise nach Jerusalem* (Niederlande 2003; mit Vibeke von Saher) – *Drehbücher*. Autorin im Team der WDR-Daily-Hör-Soap *Schräges Leben – Schönes Lieben* (1996-1998) und der Sat 1-Soap *Corinna Corinna*.

Über die Autorin (Auswahl): Die Schriftstellerin J. Monika Walther. Ein Porträt (SWR/Fernsehen 1980) – J. Monika Walther, Video, ein Porträt von Matthias Engels 29.11.2020 (www.youtube.com/watch?v=UjOshNFlnUE) – Rezensionen, Artikel, Gespräche in allen Medien.

Beiträge auf (Auswahl): www.jmonikawalther.eu – krimi.jmonikawalther.de (Morden im Münsterland);

www.ausdemalltag.at/category/gastbeitraege (Aus dem Alltag – die Welt ist eine Laienbühne) – *www.podomatic.com/podcasts/ohroeffner*.

Weitere Informationen u.a.: *www.lexikon-westfaelischer-autorinnen-und-autoren.de* – *liron.nrw/person/walther-dr-j-monika* – *autorinnenvereinigung.eu* – *www.hoerdat.de*.

Vorlass im Westfälischen Literaturarchiv, Münster (Bestand WLA 1029).

Textnachweise

Originalbeiträge: *Schreiben ist ein Traum*; Münster 1966
Brunner/ Juhre/ Kulas (Hrsg.): *Wir Kinder von Marx und Coca-Cola: Gedichte der Nachgeborenen*. Texte von Autoren der Jahrgänge 1945-1955 aus der Bundesrepublik, Österreich und der Schweiz. Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1971: *der oberstudienrat soll gesagt haben*

J. Monika Walther: *Der siebte Kontinent*. SFB 12.11.1989: Auszug: *Davon träumen, dass ich mit dir spreche und währenddessen mit dem Radio im Kopf nach Atlantis reisen* (aufgenommen in den Band: *In der Traumwäscherei ist Arbeit*. Gedichte. Frankfurt/M., Dülmen: tende 1990).

Erzählungen für die Sendereihe *Passagen* von 1989 bis 1998 (SFB/RBB, Redaktion: Marianne Wagner): *Sonntags – Eine Straße in Deutschland*

J. Monika Walther: *In der Traumwäscherei ist Arbeit*. Gedichte. Frankfurt/M., Dülmen: tende 1990: *Das Spiegelbild und weiter*; *Skizze*; *Landschaft zu besichtigen*

Fortgesetzter Versuch, einen Anfang zu finden. Ausgewählte Texte zum 1. Literaturpreis des Freien Deutschen Autorenverbandes. München 2005: *Blaue Marzipanpferde*

J. Monika Walther: *Querfeldein*. Gedichte. Vechta: Geest-Verlag 2006: *Kann sein*; *Wunschgedicht*; *Ein Anfang ist*; *Rückkehr in ein Haus mit verschlossenen Türen*; *Spiegelbild*; *Windvogel*; *Jeetzel und Lensian*

J. Monika Walther: *Das Gewicht der Seele*. Erzählungen. Hrsg. von Iris Nölle-Hornkamp. Paderborn: Mentis 2009: *Das Gewicht der Seele*; *Schiffsvogel*; *Himmel und Hölle*; *Landschaft zu besichtigen*

J. Monika Walther: *Sperlingssommer*. Erzählungen. Vechta-Langfördern: Geest-Verlag 2012: *Spiegelbild*; *Mit Lachen und mit Tränen – Quotidie damnatur qui semper timet*

J. Monika Walther: *Windblüten Maschendraht*. Gedichte. Roterfadenlyrik Edition. Oelde: Vorsatz-Verlag 2012: *Straßenseiten; Himmelsleiter; Ansichtskarte See; Drehbuch für Katze; Nebel weiß; Mitwick; Fryslân; Besuch*

J. Monika Walther: *Abrisse im Viertel*. Gedichte 2010-2015. Mit Fotografien von Henning Berkefeld. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2015: *Am Rand des Himmels; Frühlingssterne; Weiter; Lebenszimmer*

J. Monika Walther: *Am Weltenrand*. Prosa mit Fotografien von Henning Berkefeld. Vechta: Geest-Verlag 2017: *Der Himmel färbte sich*

J. Monika Walther: *Nachtzüge – Gedichte und verlorene Zettel*. Vechta: Geest-Verlag 2021: *Eden*

www.ausdemalltag.at: *Wie fängt alles an?; Die Sternenseherin*.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113).